

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 1. I.

Jährlich 24 Heste. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

→ Berlin und Wien, 1. Januar 1899. ←

Jährlich 24 Heste. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida von Ed.

In der höheren Töchterschule von Fräulein Köster herrschte seit einigen Tagen eine große Spannung. In

den Freistunden standen die halbwüchsigen Mädchen in Gruppen zusammen, mit ernsten Mienen, in flüsternen Gesprächen, und wenn die Kleinen einmal anfingen zu toben, knuspten die Großen sie. Die Lehrerinnen mußten immer wieder Auskunft geben, ob sie Fräulein Köster gestern Nachmittag im Krankenhaus besucht hatten, ob es besser gehe, wie sie aussähe, ob sie wisse, daß sie so lebensgefährlich krank sei. Die erste Klasse

war stolz, daß Fräulein Köster an sie einen Gruß aufgetragen hatte.

In allen Kindern war ein Gefühl unklarer und unbewußter Wichtigkeit, welches das Mitleid mit der sterbenden Vorsteherin und alle Unabhängigkeit an sie weit überwog. Sie waren gewissermaßen die Miterlebende eines Ereignisses, das alle besseren Kreise der Stadt beschäftigte. Jedermann beklagte das frühe Sterben der verdienstvollen Frau, die aus einer alten, im Schlendrian halb verkommenen Schule eine moderne, vorzügliche Erziehungsanstalt gemacht, und die nun auf eine tragische Art sich dem Tod geweiht sah. Daß sie sich bei einem Wohlthätigkeitsbesuch bei einer armen Familie den Ansteckungsstoff zu ihrer Typhus-Erkrankung geholt, gab dieser ihrer Erkrankung den Glanz des Märtyrerthums.

Die schwere Krankheit war schon überwunden, Blumenspenden und andere Aufmerksamkeiten häuften sich im Zimmer der Reconvalescentin; da kam eine Lungenentzündung hinzu, die zu überstehen Fräulein Köster nun wohl kaum die Kräfte haben würde.

Jeden Morgen, wenn die Kinder die Schwelle des Schulhauses überschritten, thaten sie es in einer erwartenden, ja fast hoffenden Empfindung: daß Große, das Schreckliche, das geheimnißvoll Grauenerregende komme eingetreten, die Vorsteherin könnte über Nacht gestorben sein! Die zweite Klasse sprach schon unter sich davon, ob man nicht Trauer anlegen müsse und auf wie lange. Auch die erste Klasse war hierzu entschlossen. Gerade die jüngeren Mädchen, in deren Familien es seit vielen, vielen Jahren keinen Trauersfall gegeben hatte, dachten es sehr interessant, einmal ganz in Schwarz zu gehen. Auch waren sie sich schon einig, daß jede Klasse einen Kranz besonders stiftet wolle; in der Ersten wie in der Zweiten beschäftigte man sich mit Voranschlägen und sieberte fast in dem Gedanken, die Pracht des Trauerkranzes der einen Klasse könne den der anderen austechen; jede war von dem felsenfesten Vorshah durchdrungen, durch ihre Rundgebung alle zu übertrumpfen und zu zeigen, daß sie Fräulein Köster am meisten geliebt habe.

Martha Meyer wünschte es sich auch glühend, trauern zu dürfen. Sie quälte sich mit Sorgen, ob ihre Eltern in die Kosten willigen würden. Sie war in einer anderen Lebenslage als die meisten ihrer Mitschülerinnen und nahm eine Mittelstellung ein, — halb als Lehrerin, halb als Schülerin. Unter großen Opfern hatten Inspector Meyers ihre begabte Nichte die Köster'sche Schule besuchen lassen und ohne das gütige Entgegenkommen der Vorsteherin, die ein wenig den Preis ermäßigte, weil Martha Meyer ihr von Senator Dr. Benfeld sehr warm empfohlen worden war, hätte es sich doch nicht machen lassen. Seit Martha's Konfirmation, letzte Ostern, gab sie nun den Allerkleinsten in "Fünf b" Schreib- und Anschauungsunterricht, in "Fünf a" Singen, und hatte dafür Sprachstunden frei. Es war die Hoffnung ihrer Eltern, sie später als beholde Lehrerin an der Schule zu sehen.

Am Montag Morgen ging Martha sehr befriedigt zur Schule: nach langen Redereien mit der Mutter war es zu einem vernünftigen Ausgleich gekommen. Mutter wollte ihr schwarzes Cheviotkleid hergeben; es war Martha zwar etwas zu kurz, aber man konnte unten einen Tuchstreifen und eine platte Litze herumsetzen; die Taille war zwar viel zu weit, aber die konnte man eindämmen, und auf eine solche Art, daß sie nach vierzehn Tagen oder vier Wochen wieder für die Fülle der Mutter ausgelassen zu werden vermochte.

Der Novembermorgen war ganz von feuchtem Dunst erfüllt. Der Niederschlag schien so fein, daß er sich nicht einmal zu Tropfen formte, aber seine Rässe war durchdringend. Der Asphalt auf den Bürgerstiegen glänzte schwarz und blank, auf dem Fahrdamm glitschten die Pferde aus. Der hohe, spitze Petriturm bohrte sich in den Nebel empor, man sah nur seine rothen Mauern, und auch diese bläulich überkleiert. So naß und so



Leop. Rothaug.

Griechische Villa. Nach dem Gemälde von Leopold Rothaug.

traurig war es auf der Straße. Die Pferdebahnwagen und Omnibusse sahen wie abgewaschen aus. Hastende Menschen stießen ihr Kind tief in den Rockfragen, um die schwere Nässe weniger unmittelbar einzutragen.

Martha fühlte das alles nicht an. Mit freien Schritten und erhobenem Haupte ging sie einher. Sie kam vom Bulverteich in St. Georg, wo ihre Eltern in der bescheidenen Straße eine kleine Wohnung im zweiten Stockwerk inne hatten; über den großen Platz, von dem Straßen, Anlagen, Brücken ausstrahlen und der Hamburg von St. Georg scheidet, verfolgte sie ihren Weg nach dem Glockengießerwall. Die Nebelwand ließ die Häuserreihen der Stadt nur verschwommen erkennen. Das ganze Bild schien in Weichheit und Nullortheit aufgelöst.

"Um meinen Hut mach' ich einfach ein schwarzes Band," dachte Martha. "Und um meinen Paletot-Armel einen Kreppstreifen. Ob man das wohl passender um den rechten oder linken Armel thut?"

Es war eine Art Triumphgefühl in ihr, sie genoss im voraus den Augenblick, wo sie der ersten Klasse sagen konnte: "Wenn Fräulein Köster stirbt, ich darf trauern." Die ganze erste Klasse hatte die Angewohnheit, einige Worte immer besonders stark und lang zu betonen, sodass alles, was die jungen Mädchen sagten, einen nachdrücklichen und unbestreitbaren Charakter bekam.

Als Martha um die Ecke bog, um nun den Glockengießerwall alstervärts entlang zu gehen, spähte sie voraus. Waren vor der Schule ungewöhnliche Dinge zu sehen? Nein, wie jeden Morgen verschwanden die von allen Seiten heranstromenden Kinder im Hause, niemand kam heraus.

Aber als auch Martha eintrat und durch den schmalen Corridor in den hallenartigen Flur gelangte, der die Tiefe des Hauses einnahm, da begriff sie, dass es doch geschehen war.

Lilly Bensfeld warf sich ihr entgegen, fiel ihr um den Hals und rief:

"Sie ist tot! — sie ist tot!"

Neben ihr erzählte ein ganz kleines Mädchen aus der fünften Klasse, mit einem Ton, der ein seltsames Gemisch von Erleichterung und Angstlichkeit war:

"Wir haben keine Schule, Martha, wir sollen wieder zu Hause gehen."

Man hörte Schluchzen. Die Lehrerinnen standen zwischen der Kinderschar und sprachen zu ihr. Fräulein Schönau und Mademoiselle Lavalle weinten. Aber Miss Bird sah nur streng aus, und Fräulein Schirrmacher setzte eine Miene auf, dass man ihr sogleich die fünfte Lehrerin ansah.

Durch die mächtigen Fenster, rechts und links von der Hofthür fiel das fahle Licht des nebelnassen Morgens auf all die erregten Frauen und Kinder.

Martha war erst einige Augenblicke wie benommen. Dann fing sie an zu weinen und presste ihr zusammengefältetes Taschentuch gegen Mund und Nase.

Der Wunsch bemächtigte sich ihrer, Trauer und Thränen recht deutlich zu zeigen, ihrer abgöttischen Liebe zu der toten Lehrerin recht leidenschaftlich Ausdruck zu geben, damit jedermann sähe, wie sie sie beweine, damit jedermann sage: "Welch ein tiefer Gemüth hat Martha."

Sie weinte immer lauter. Dabei stieg ihr Kummer. Ein Leben ohne Fräulein Köster als höchste Instanz darin schien undenkbar, schien unerträglich. Gewiss, keine von den Mitschülerinnen fühlte wie sie, und dies starke Gefühl wollte und musste sich hervorbringen.

Sie weinte immer elstatischer. Alle wurden aufmerksam, und Fräulein Schönau nahm sie in den Arm, während zwei Kleine um ein Glas Wasser geschickt wurden.

Als Martha es traf, schlügen ihre Zähne dagegen. Aber unter der allgemeinen Theilnahme beruhigte sie sich ein wenig.

"Ah, — — Martha Meyer hat sich man so," sagte ein Mädchen aus der zweiten Klasse mit Geringstätzung.

"Psui," sprach Lilly Bensfeld mit Nachdruck, "wie kann man so was denken. Fräulein Köster hat so viel für Martha gethan, Martha muss wohl trauriger sein, als es viele hier zu sein scheinen."

Über diese Abhängigkeit wäre es zum Streit gekommen, wenn Fräulein Schirrmacher nicht gerade ihre nasale Stimme laut erhoben und befohlen hätte, nun still heim zu gehen und sich übermorgen um zehn Uhr wieder einzufinden, um einem Trauer-Akte beizuwollen und Befehle über die Theilnahme an der Beerdigung entgegenzunehmen.

Mit unterdrücktem Geräusch drängten sich die Mädchen zum Hause hinaus.

Als Martha heimging, sahen ihr viele auf der Straße neugierig ins Gesicht und manche wandten sogar den Kopf nach ihr um. Sie hatte sonst nichts auffallendes; ihre mittelgroße, über ihre Jahre hinaus entwickelte Ge-

stalt in der sehr bescheidenen, ordentlichen Kleidung, ihr straff eingeflochtenes Haar und das Matrosenhütchen von schwarzem Filz darauf, ihr junges, frisches Gesicht machten aus ihr nur eine Dugenderscheinung. Aber heute zog ihr verweintes Gesicht Aufmerksamkeit an. Sie führte auch noch manchmal das Taschentuch an die Augen. Es schien ihr, als befände sie sich in einer außerordentlichen und sehr ehrenvollen Lebenslage.

Ihre Phantasie malte sich das Begräbnis von Fräulein Köster aus. Es würde gewiss sehr großartig werden, die Vorsteherin war mit einigen der angehörenden Hamburger Familien verwandt und bestreundet. Fräulein Köster's Stellung einmal zu erlangen, — das war schon sie und da ihr Traum gewesen. Martha genoss vorweg alle Ehren, die auch ihr einmal im Leben wie im Sterben werden könnten, wenn es ihr gelänge, das Lehrerinnen-Examen und später das Vorsteherin-Examen zu machen.

Natürlich würde auch Musik nicht fehlen bei der Feier. Wenn Fräulein Schirrmacher doch anordnen möchte, dass die besten Sängerinnen der Schule a capella eine Motette singen. Martha hatte eine Stimme! Alle ihre Mitsängerinnen konnte sie sozusagen in Grund und Boden singen, — die Trauerversammlung sollte sich wundern.

Ein befriedigtes Lächeln ging über ihr Gesicht bei diesem Gedanken.

"Wahrhaftig, — da ist Märtha retour!" rief die Mutter, als Martha an der Etagen-Thür klingelte; "also ist es vorbei? Na Gottlob, das arme Fräulein hat sich auch zu und zu viel quälen müssen."

Martha brach wieder in Thränen aus, belam endlich Kopfweh und musste sich auf das Sophya der Wohnstube legen.

Die Mutter, rundlich, rasch und immer mit dem Ausdruck eines wohlwollenden Bedauerns im weißen, fleischigen Gesicht, war unterdrückt sehr fleißig. Sie saß bald am Fenster und nähte an dem Trauerkleid; dann lief sie in die Küche und sah nach, ob die weißen Bohnen, die mit durchwachsenem Speck im Topf schworen, auch nicht anbrannten; dann deckte sie den Tisch, hinter welchem Martha auf dem Sophya lag.

Es war ein grosser, runder Tisch, und sechs Paar eiserne Messer und Gabel mit schon grau gewordenen Holzgriffen legte Frau Meyer auf.

Martha dämmerte so hin; in ihr war nun Stille und Müdigkeit, aus der sie aber erschreckt auffuhr, als ihre drei Geschwister hereingepolt waren. Die beiden Jungs waren ihre Tornister auf den Holztisch am zweiten Fenster, und die zwölfjährige Mimi schrie, dass Hans ihr auf der Treppe einen Stoß in den Rücken gegeben. Hans brüllte, sie lög. Die Mutter aber, deren Liebling Mimi war, schalt:

"Och, Du bist'n alten, ellichen Jung'. Wo Du kommst, puhst Du die Kleine einen bei."

Der Värm ging weiter und nahm zu. Martha fing an zu weinen.

"Schämt Euch!" sagte die Mutter, "allein wegen Martha solltet Ihr 'n bisschen Nässe annehmen. Fräulein Köster ist gestorben."

"Wahrhaftig?!" fragte Hans. Aber sie wurden doch still auf ihre Art. Sie standen an ihrem Tisch und flüsterten und schubsten sich, und die Notwendigkeit, Ruhe zu halten, erwiederte in ihnen eine unüberwindliche Neigung zu verstohlenen Heiterkeitsausbrüchen.

Martha kam sich ein wenig vor wie eine schönungsbedürftige Prinzessin. Mit müden Blicken sah sie von ihrem Sophaliessen aus sich das Zimmer an. Wie hässlich es war. Die Nähmaschine der Mutter am einen Fenster, der Arbeitsstisch der Kinder am anderen, entstellten es ganz. Ohne den Glanzpunkt, den das Klavier bildete, wäre der Raum abjählich gewesen. An der Wand zwischen Ofen und Fenster stand es, leider gerade vor der Thür, die das Schlafzimmer der Eltern sonst mit der Wohnstube verbunden hätte. Über das Stück Thür, welches über dem Pianino noch hinaussah, hatte Martha mit japanischen Fächern benagelt.

"Wenn ich erst eine große Stellung und ein großes Einkommen habe, werde ich den Eltern eine schöne Einrichtung schenken," dachte Martha.

Es klingelte draußen.

"Papa!" sagte die Mutter, die ihren Mann nie anders als so nannte. Mimi lief hinaus, den Vater einzulassen.

Der Inspector Meyer bekleidete einen kleinen Posten bei einer Dampfschiffahrt-Gesellschaft, und die Seinen waren für ihn nur so nebenher auf der Welt. Woher er den Titel Inspector führte, war nicht ganz aufgeklärt. Vielleicht war der mit einer früheren Stellung Meyer's verbunden gewesen, — jedenfalls hielt Frau Meyer darauf, dass er immer betont wurde.

Der Inspector nickte nur allen flüchtig zu und nahm gleich seinen Sophplatz ein, von dem Martha eben mit offenkundiger Angegriffenheit mühsam aufstand.

"Na nu," sagte der Vater, "so alte-potäte?"

"Fräulein Köster ist gestorben," schluchzte Martha beleidigt.

Sie war zu gekränkt, um zu essen. Außerdem waren Bohnen und Speck ihr ein Gräuel.

"Soll ich Dir 'n Pfannkuchen backen, mein' Märtha?" fragte die Mutter.

"Ja bewahre," antwortete der Vater.

"Aber Märtha muss 'was essen," eiferte die Mutter, "Herr Muisdirector Hosenlamp sagt es so oft: füttern Sie nur die Märtha gut, Frau Inspector, 'ne Stimme will auch ernährt sein."

"Danke, ich mag jetzt keinen Pfannkuchen," sagte Martha und dachte, die Mutter könnte ihr noch einen backen, wenn der Vater wieder ins Comptoir gegangen sei würde.

Dass Martha den Pfannkuchen ausschlug, machte auf die Brüder großen Eindruck. Auch der Vater schöpfte hieraus den Glauben, dass Martha wirklich sehr herunter sei.

"Nun, nun, Du hast es ja kommen sehen," sagte er, fast in tröstendem Tone, worauf Martha wieder anfing zu weinen.

Alle saßen schweigend einige Minuten, bis die Mutter anhob:

"Papa, gibst Du mir vielleicht nachher die neun Märk Dreißig für den Tischler?"

"Doch jetzt nicht beim Essen!" sagte er mit der Gebärde jemandes, an den ein unerhörtes Ansinnen gestellt wird.

"Ich meinte ja auch man bloß nachher," sprach sie.

Und wieder nach einer Pause:

"Hosenlamp kommt nachher und will mit Dir wegen Märtha sprechen."

"Ich kann nicht warten. Ich muss gleich wieder ins Geschäft. Das macht aus, wie Ihr wollt. Nur so viel sag' ich: mit Sprachen und Handarbeit findet Martha besser ihr Brod als mit Musik."

Martha hätte gern eifrig eingeworfen, dass Papa da im Irrthum sei. Allein sie fand es in ihrer Schmerzversunkenheit nicht für passend, lebhaften Anteil an irgend etwas zu zeigen.

Als der Inspector abgeessen hatte und sich einen Moment in die Sophya-Ecke zurücklehnte, trat seine Frau an ihn heran und bat demuthig:

"Willst Du mir jetzt die neun Märk Dreißig für den Tischler geben."

"Herrjeses!" rief der Inspector und warf einen Blick gen Himmel, "wenn Du doch das ewige Gedibber sein lassen wolltest."

"Wenn ich Dir einmal 'was sag', thust Du es nicht, und wenn ich es mehrmals sag', schiltst Du," fragte die Frau.

"Ich allein kann uns aus diesem ewigen Kleinram befreien," dachte Martha. Die Luft im Zimmer bedrückte sie, es war der Dunst darin von den Speckbohnen und den feuchten Wäschstielzeln ihres Vaters und ihrer Brüder. Sie öffnete eine Klappe im Fenster. Das frische, feuchte Lüftchen, das sich hineinstahl, berührte den Inspector an der Schulter. Er fuhr auf.

"Die Feuerung kost' woll kein Geld?" sagte er.

Martha schlug die Klappe zu und ging in ihr Zimmer; es war klein und dürrig und auch das Bett ihrer Schwester stand darin. Dazu war es sehr kalt. Martha fürchtete, sich zu erkälten und ihrer Stimme zu schaden, und hatte das schreckliche Gefühl, dass sie unter dem Dach ihrer Eltern keine Stätte wisse, wo sie bleiben könne.

Trotzig widelte sie sich in ein altes Tuch, setzte sich auf den Bettrand und starre zum Fenster hinüber. Das ging auf die Straße und war mit gestopften, weißen Mull-Gardinen verziert. Drüben sah man die Fensterreihen des Hauses gegenüber.

"Bei den Leuten wird es auch nicht schöner und vergnügter sein als bei uns," dachte Martha bitter.

Endlich kam die Mutter mit einem frischgebackenen Pfannkuchen, der knusperig und dampfend noch über den Tellerrand hinausragte.

"Papa ist weg," sagte sie, "er meint es ja nich so. Das ist 'n alte Geschichte: wenn die Männer es hild in 'n Geschäft haben, müssen wir Frauen es aushalten."

"Ah, Mama, wenn ich nur erst etwas Großes geworden bin, geb' ich Dir so viel Geld, dass Du Papa nie mehr zu kommen braucht," versprach Martha eifend.

"Och, mein' Deern, das ist süß von Dir," sprach die Frau gerührt. Sie saß auf dem einzigen Stuhl am Fenster, die Hände auf den weit auseinander stehenden Knien gestemmt. "Hosenlamp muss doch 'n festen Glauben dazu haben, sonst gäb' er Dir nicht für eine Märk fünfzig die Stunde, wo andere ihm Sechzehn und Achte geben."

"Hosenlamp sagt, so was von musikalischer Begabung kame nicht alle Tage vor," erzählte Martha lauernd.

"Wenn man bloß einmal ein büschel in die Zukunft

sehen könnte," meinte die Mutter, "Papa meint ja, mit Sprachen und Handarbeit ist es sicherer. Kannst Du nicht da mal mit Senator Venfeld von sprechen? Er ist doch immer so nett mit Dir, wenn Du mal bei Lilly eingeladen bist, und Papa sein Vater hat doch schon bei Herr Senator sein Vater an 'n Contor geschrieben."

Martha, durch den heißen, guten Pfannkuchen versöhnlicher gestimmt, erhob sich, wischte sich den Mund mit dem Handrücken und sagte:

"Natürlich kann ich das. Ich muß ihm immer was vorzeigen und mit Lilly vierhändig spielen, und dann sagt er manchmal, Lilly soll sich dazu halten, daß sie mich einholt mit Musik."

In diesem Augenblick stürzte Mimi herein.

"Mama, Martha, — Herr Musikkdirector Hasenkamp ist da."

"Famos," rief Martha und eilte ins Wohnzimmer. Da stand Hasenkamp, lang und dünn, in einen braunen Winterrock geklopft, den Astrachan-Kragen und Manschetten zierten. Sein Barett von ebensolchem Pelz hielt er in der Hand.

Frau Inspector Meyer knüpfte mit runden Bewegungen und warf auch zugleich schon einen Blick auf die Kleinen, die gaffend an ihrem Tisch vor den aufgeschlagenen Schulbüchern standen.

"Komm, mein Süßen, geh in die Küche," sagte sie zu der kleinen Mimi, "und Ihr Jungs auch."

Dann zog sie den Tisch so weit vom Sofha zurück, daß der dickeibigste Mann Platz bekommen hätte, sich bequem dem Sitz zu nähern.

Hasenkamp räkelte sich in einer gewissen Art, die in seiner Jugend charmant gesunden worden war, in die Sophia-Ede, und sein graubartiges Gesicht war von Freundschaft verklärt. Er nickte Martha zu, aber anders, als andere Leute nicken; ganz kurz und mehrmals hintereinander bewegte er die Stirn vorwärts und das Kinn einwärts.

"Ich komm 'n bishchen feierlich, nicht wahr, meine liebe Frau Inspector? Aber einmal mußten wir doch ein ernstes und offenes Wort reden. Martha ist schon über sechzehn. Sie muß ihren Weg wählen. So oder so. Beides geht nicht."

Frau Inspector Meyer saß auf einer Stuhlecke und fühlte sich noch zu geschmeidelt, um frisch weg zu reden. Sie trachtete, so gebildet und zusammenhängend zu sprechen wie möglich.

"Wir dachten, wenn Martha bei Fräulein Köster, oder von nu' an ist es ja woll Fräul'n Schirmacher, weiter unterrichtete und dabei auch Musik weiter lernt, hätt' sie 'n sichern Verdienst und kann nachmittags immer noch eine Klavier- oder Singstunde geben, wenn sie so weit ist. Papa sagt, doppelt genäßt hält besser, sagt er, und die Spazien in der Hand, sagt er, da ist er immer für."

Martha stand am Klavier, die Hände hinter sich auf den gewölbten Deckel gestemmt, und hörte zu.

"Meine Liebe," begann Hasenkamp, "Martha hat doch nur einen Kopf, ein paar Hände und eine Gesundheit, — was? Soll sie ihr Lehrerin-Examen machen, kann sie neben den Vorbereitungen dazu nicht Musik treiben. Dann muß sie die Stunden bei mir aufgeben und kann höchstens mal für sich ein bishchen spielen und singen. Ohne Examen aber kann sie als Lehrerin nie was werden. Will sie sich aber als Pianistin oder Sängerin so ausbilden, daß ihr Beruf ihr Ruhm und Geld einträgt, muß alles, aber auch alles andere aufgegeben werden."

Hasenkamp hatte mit großem Ernst gesprochen. Sein Interesse an dem frischen und ihm begeistert ergebenen Ding gebot ihm das. Außerdem fahndete er seit Jahr und Tag nach einer Schülerin, mit deren Ausbildung er seinem rostig gewordenen Lehreruf neuen Glanz geben konnte. Er hatte fast nichts mehr zu thun. Er war unmodern geworden. In Martha fand er eine ganz seltene musikalische Begabung. Ob ihre Stimme bei sorgsamer Ausbildung Größe und Glanz bekommen würde, wußte er noch nicht, hoffte es aber. Auch ihre pianistische Begabung schien ungewöhnlich. Nach irgend einer Richtung mußte was aus ihr zu machen sein, wenn auch nur so viel, um eine kurze Zeit das Interesse der Hamburger Musikfreundlichen Kreise zu erwecken. Das genügte schon, den Lehrer Hasenkamp in Erinnerung zu bringen. Waren Martha's Eltern aber ganz dagegen, sie Musik studiren zu lassen, so wollte er die Stunden nicht weiter geben, die ihm nur eine Mark fünfzig einbrachten.

Frau Inspector Meyer hatte aufmerksam zugehört. Schon die bloße Thatache, daß man so lange Reden wechselte, ließ ihr die Lage ernst erscheinen. So genau und so viel hatte sie eigentlich noch gar nicht über Martha's Zukunft nachgedacht. Bloß daß aus Martha was werden würde, das stand fest bei ihr.

Auch Martha ließ sich zumeist von unbestimmten Hoffnungen und Vorstellungen tragen. Ihrem Erfahrungskreis am nächsten lag es, sich eine Stellung wie die des Fräulein Köster als Ziel zu denken. Aber zuweilen, wenn sie im General-Anzeiger eine oberflächliche Notiz über ein Konzert, oder eine Reklame-Nachricht über eine nach Hamburg kommende Künstlerin las, dachte sie: so etwas kann ich auch werden. Und ihr war, als läge das nur bei ihr, in ihrem Willen.

Als die Frauen schwiegen, fragte Hasenkamp ermunternd:

"Na?"

"Martha muß einmal sagen, was sie meint," sprach die Mutter bellkomm.

"Ach, das ist so schwer zu wissen!" seufzte Martha.

"Ja, wenn man nur einmal ein büschchen in die Zukunft sehen könnte," meinte die Mutter.

"Meine Liebe," sagte Hasenkamp lehrhaft, "wer nichts wagen will, kann nichts gewinnen."

(Fortsetzung folgt.)

Rachdruck verboten.

Damen-Sport.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

I.

Sie Zeiten ändern sich und wir mit ihnen." Das alte Römerwort spricht nicht nur vom individuellen Leben; es will nicht nur die billige Weisheit lehren, daß wir jung waren und alt werden, daß unser Blut fühler wird und unsere Wünsche andere Ziele wählen; nein, es spricht von Veränderungen, denen das ganze Volk, die ganze Gesellschaft unterliegt, in die uns das Schicksal hineingezogen hat.

Ein bedeutender deutscher Jurist machte kürzlich auf den gewaltigen Umschwung der Rechtsauffassung aufmerksam, der sich vollzogen hat, seitdem die „Carolina“, jene große Codification des deutschen Strafrechts, in Kraft trat. Eine ganze Reihe von „Verbrechen“, die noch damals mit martervollem Tode bestraft wurden, wie z. B. die Gottesleugnung, werden heute gar nicht mehr oder doch nur mit milderen Strafen geahndet. Eine tief und weit greifende Aenderung der Rechtsanschauung und des Rechtsgefühls hat sich in diesen wenigen Jahrhunderten vollzogen; die Seele des Volkes ist eine andere geworden, — wir wollen nicht untersuchen, ob auch eine bessere.

So kann es nicht Wunder nehmen, daß auch die Anschauungen über Sitte und Sittlichkeit sich von Grund aus geändert haben. Wenn schon das Erz des Rechtes unter dem langsamem Druck der gesellschaftlichen Verschiebungen seine Form so sehr verändert hat, vergleichbar jenen kolossalen Urgesteinsschichten, die der Zug des erstaunten Erdinneren in Felsen und Klümpchen zusammenbiegt, wie die Schale eines vertrockneten Apfels: so ist es nicht auffällig, daß das Buch der Sitte, der ungeschriebenen, sich in neue Formen umgibt. Um das festzuhalten, braucht man nicht bis in die Zeiten der Carolina zurückzuschreifen oder gar in jene ferne Vergangenheit, in der die kindliche Pietät es forderte, die greisen Eltern durch einige Knallschläge von der Last des trostlosen Toj eins zu befreien; oder bis in die Zeiten, da die schönen Burgfrauen und Mitterfräulein ihre fahrenden Gäste im Bade und Schlafgemach zu bedienen hatten, wollten sie echte „ziulthe“, d. h. höfische Sitte beweisen; nicht einmal in jene viel näher heranliegenden Zeiten, da es einem Ritter wohl anstand, die Kaufleute auf der Landstraße abzufangen und ihre Warenballen auf die zinnengekrönten Burgen zu führen; wo Bürgermeister und Rath der Städte die „sittliche“ Verpflichtung hatten, fremde Ehrengäste unter den Tisch zu trinken, der damals noch kein „grüner Tisch“ war. Rein, wie alle kennen viele Beispiele von Umrüstungen, die die Sitte zu unserer eigenen Lebzeiten durchgemacht hat. Noch vor zwanzig Jahren etwa mußte z. B. der Gast energisch „gezörgigt“ werden, um kräftig zugreifen; heute hat sich diese schöne Sitte in die kleinsten Provinzstädte zurückgezogen.

Auf seinem Gebiete aber hat die Sitte eine so geradezu revolutionirende Umrüstung erfahren, wie auf dem der weiblichen Erziehung und Bewegung. Noch Friedrich von Schiller, gewiß ein Feuerkopf und „Umlitzler“, ein Mann, der wie sein anderer Deutscher an den Grundlagen der alten Feudal-Ordnung gerüttelt hat, der Dichter der Fürstentum-Tell und Bertina, der furchtbare Juvenal seiner Zeit in den „Räubern“ und „Kabale und Liebe“: selbst unser Schiller hatte noch ein Frauen-Ideal, das uns theilweise mittelalterlich anmutet. „Und drinnen walst die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder und herrscht weise im häuslichen Kreise; und lehret die Mädchen und wehret den Knaben und regt ohne Ende die fleißigen Hände und mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn. Und füllt mit Schäpen die dusenden Läden und dreht um die schnurrende Spindel den Faden und sammelt im reinlich geplätzten Schrein die schimmernde Wolle, den schneigten Lein.“ — Ach, wie reactionär wird vielen unserer jungen Frauen und Jungfräulein dieser Revolutionär vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts erscheinen.

Ein genialer Spottvogel unserer Zeit hat in einem Bilder den ganzen Gegensatz erichöpft. Es heißt: „Der Besuch der Neuvorständen“. Der jung verheirathete Ente führt seinen Großeltern in, — mit Respect, in Pajewall seine reizende Gattin zu, und zwar auf dem Tandem, sodaß das junge Frauchen in zwar sehr eleganten, aber doch in tranchone le mot, — in Bloomers erscheint. Großmama fällt in Ohnmacht, — „sie hatte noch nie ein modernes Weib gesehen“, und Großpapa begiebt sie mit Waser aus der Blumentanne und Thränen aus seinen Veteranen-Augen.

Ach, liebe Großmutter, die Zeit deiner Jugend-Ideale ist auf immer dahin! Wir mögen es mit Dir bedauern, wenn wir „sentimentalisch“ angelegt sind, wie dein Schiller sagte: Aber wir vermögen es nicht mehr zu ändern. Das moderne Weib sieht einmal da; es hat den Dorotheen-Typus und den Friederiken-Typus abgelöst, wie dieser einst den Thüsnelden-Typus. Das Weib des zwanzigsten Jahrhunderts hat das „trauliche Heim“ mit seinem tühlen Schatten trostig ver-

lassen und fordert seinen Platz an der Sonne und wenn nötig auch im Sturm und Wetterstahl. Es ist auf eine neue Bühne getreten, und Deine und Großvaters Thronen werden es nicht in dein Ideal zurückverwandeln!

Geradezu als der Exponent der gewaltigen inneren Umsehungen, die uns die letzten Jahrzehnte gebracht haben, steht die moderne Frau vor unseren erstaunten Augen. Wir wissen es ja alle, daß ein riesenhaftes, inneres Wachsthum der Gesellschaft überall gegen die altüberkommenen, uns durch Herkommen, Recht und „Sitte“ geheiligte, höhere Form preist! Wir sehen ja an vielen Stellen die alte Hülle jedenfalls werden und einreichen, sodaß ein Schein der Zukunftsgestaltung herausleuchtet, in der Politik, im Staats- und Wirtschaftsleben, im Recht, in der Kirche, in der „Gesellschaft“. Aber so weit ist der Entwicklungs-Prozeß kaum an einer anderen Stelle schon gedieben, als in der Stellung der Frau.

Der Philologe beruhigt sich erst, wenn er die Ursachen einer Erscheinung kennt oder doch zu kennen glaubt. Hier liegen sie so klar zu Tage, wie das selten der Fall ist. Das viel betrüttene, so bestig angefeindete „Gejep“ der neuzeitlichen Geschichtsauffassung, wonach das treibende Moment des Geschebens wirthschaftliche Veränderungen sind, hier wenigstens ist es unbefriedigbar. Das Weib von 1810 hat sich in das Weib von 1890 verwandelt, weil seine wirthschaftliche Stellung, seine Stellung in der Volkswirtschaft nicht minder wie in der Hauswirtschaft, sich grundstürzend verschoben hat.

Als dies Jahrhundert eindrücklich aus dem Schoße der Ewigkeit emporsteigt, überstrahlt von dem bleichen Titanenkopfe Napoleon Bonapartes, da herrsche in Deutschland noch die „gute alte Zeit“, die manche von uns so sehnlich wieder herbeiwünschen. In patriarchalischer Ruhe löscht noch das Leben dahin, in kleinbürgerlichem Behagen, wie es uns Goethe in seinem „Hermann und Dorothea“ und im „Dämerungspaziergang“ so klassisch geschildert hat. Der Bauer bestellte seinen Adler, der Bürger schaffte in seiner Werkstatt; noch ragten seine Schlöte in den alten Himmel, noch stöhnten und brausten nicht die Sklaven aus Stahl und Eisen im Dienste der Menschen. Seltens nur, auf schlechten Fahrwegen, trug die Thurn-Taxische gelbe Postkutsche Reisende über das Land; selten nur und langsam kamen Nachrichten aus der Ferne in die weltabgeschiedenen Städte. Noch ratterte sein Dampfwagen durch die Felder, noch trug kein elektrischer Funke die „allerneuesten“ Depeschen durch die Lande von den Wirknissen „weit hinten in der Türkei, wo die Völker auf einander schlagen.“

Damals waren die Menschen fehhaft, mußten es sein! Nur der ausgelernte Geselle „wanderte“ auf den Landstraßen, weniger der Ausbildung halber, wie die poetische Gedichtserklärung es Wort haben will, als weil man ihn dazu zwang, damit er nicht allzuruhig den Meistern daheim die sorgliche Nahrung schmälerte. Aber auch der Geselle schlug Wurzel, sobald seine Wanderzeit um war; er heirathete sein blondes Viezel und Gretel und sah behaglich im eigenen Gewebe, bis man ihn hinaustrug, von wannen keine Wiederkehr.

Damals mußte man heirathen! Junggeselle zu bleiben, war ein Fluch, der nur die Armuten der Armen treffen konnte, denen selbst das geringe Einkommen nicht zuflöß, das damals hinreichte, um einen Haussstand zu unterhalten. Oder es war ein Luxus, den sich nur sehr reiche Männer leisten konnten. Denn damals lag ein sehr großer Theil der „nationalen Gütererzeugung“, wie die Volkswirthschaft sagen, auf den Schultern der Frau. Die Hauswirthschaft sorgte noch für einen ungeheuerlichen Theil derjenigen Lebensbedürfnisse, die heute die große Volkswirthschaft versorgt; was damals im Hause gemacht wurde, ist heute das Arbeitsgebiet eigener Gewerbe, wird für den „Markt“ hergestellt und für die Hauswirthschaft gefauft.

Die Hausfrau in der Großstadt, die Du über die Lasten Deiner Wirthschaft leufest, hast Du eine Vorstellung davon, was auf den stärkeren Schultern Deiner Großmutter und Urgroßmutter lag? Es gab kaum eine Hauswirthschaft, der nicht der eigene Garten Gemüse, Früchte und Suppenkraut lieferte; und den Garten hatte die Hausfrau zu bestellen; vieler lag auch noch, — siehe Hermann und Dorothea, — die Aufsicht über die Adlerwirthschaft ob. Ein Tauben- und Hühnerhof lieferte Braten und Eier, wollte aber besorgt sein; die Küch im Stalle lieferte Milch und Butter, aber nicht, ohne daß Melheimer und Buttersah in Bewegung gesetzt wurden; das Schwein im Stalle gab Wurst, Speck und Schinken; aber die Hausfrau stopfte die Därme und hatte die Rauchammer zu besorgen. Der Fleisch wurde im Hause verpackt, und gar nicht selten auch das Garn hier verwebt; die Hausfrau nähte das Gewand der Kinder und das eigene, sie sott Seife und zog Licht, sie brachte Bier und braune Schnaps, sie buk das Brod und die Kuchen; sie wusch und bügelte, floßte und büstete. Dabei aßen die Menschen damals so regelmäßig wie heute, und — die Kinder wurden damals auch noch nicht erwachsen vom Baume geblüht.

Seitdem hat die Hauswirthschaft einen Zweig ihrer Ausgaben nach dem anderen an das Gewerbe abgegeben. Wehr als doppelt so dicht sijen heute die Menschen zwischen Maas und Memel, Alpen und Ostsee auf der väterlichen Scholle; viel mehr als doppelt so reich ist jede Familie seitdem geworden; und ihr Bedarf ist stark genug geworden, um zahllose Gewerbetreibende zu erhalten, die alle jene Dinge berufsmäßig herstellen. Die billigen Trachtenpreise und namentlich das Hünzig-Pennig-Porto haben das ihrige gethan, um den Umlösung-Prozeß zu vollenden, sodaß heute die Dinge wesentlich besser und billiger gekauft werden, als sie damals im Hause hergestellt werden konnten. Keine Handspindel, kein hölzerner Webstuhl kann heute Garn oder Leinwand herstellen, die an Qualität und Preis mit dem Fabrikat jener gewaltigen Anstalten den Wettbewerb aufzunehmen vermöchten, in denen ein Arbeiter Hunderte von Spindeln gleichzeitig bedient.

So ist die Frau „entlastet“ worden und wird immer mehr entlastet. Schon nehmen selbst der Frau aus dem Volle Waschanstalten die häusliche Reinigung, und Kleinkinder-Bewahranstalten die Aufsichtslast ab; und an immer mehr Orten lädt sich der gewerbliche Betrieb auch noch die Nahrungsversorgung der Familie auf den breiten Rüden. Die Kraft der Frau ist frei geworden und verlangt nach Betätigungen. Aber damit sind die Wirkungen jener ungeheueren, wirtschaftlichen Umrüstung noch bei weitem nicht erschöpft. In dem Maße, wie das Weib als Hausfrau entlastet wurde, wurde sie auch als solche entbehrlich. War es zuvor ein Luxus, unbewiebt zu bleiben, weil die Führung eines Hauses ohne Hausfrau außerordentlich kostspielig war, so wurde es jetzt immer mehr und mehr ein Luxus, sich zu bewieben.



Eugen von Blaas.
1876.

Die Schönste vom Lido. Nach dem Gemälde von Eugen von Blaas. — Siehe Seite 8.

Die Industrie versorgt jetzt den Haushalt ebenso bereitwillig mit Seife und Licht, mit Stoffen und Kleidung, mit Geträuf, Gebäck, und Fleischwaren, wie die moderne Familien-Wirthschaft; immer zahlreicher wurden die Selbstfüßtigen, die ihrem materiellen Behagen das Familienleben zum Opfer bringen; und damit wurden auch diejenigen Berufe immer besser besetzt, die sich der Pflege der Unbeweibten, ihrer Versorgung mit Nahrung, Wohnung, Wäsche u. s. w. widmen konnten, und so überwog, je länger, je mehr, die Bilanz des Unbeweibten die des Familienvaters. Je härter der Kampf um das wirtschaftliche Dasein wurde, je höher der Einzelne seine Ansprüche stellte, um so drückender schien ihm Hymens

jetzt anzängt, eine Berufs-Persönlichkeit zu werden, sondern, weil es aufhören mußte, eine solche Persönlichkeit zu sein. Es ist nicht Trost und Auslehnung gegen heilige, sittliche Forderungen, sondern eine harte Notwendigkeit, der das Weib sich anpaßt. Der Thusneldens-Typus fiel mit dem Urwald, der Dorotheen-Typus fiel mit der Hauswirthschaft. Die Frau hat das „trauliche Heim“ nicht verlassen, sondern es ist ihr über ihrem Haupt in nichts vergangen; sie ist nicht hinausgetreten in den klaren Sonnenchein des modernen Lebens, sondern das Leben ist zu ihr gedrungen. Und darum muß sich Großmutter und Großvater trösten: selbst in Passeval wird binnen kurzem „die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder“ anders auf-

der Bruch mit alten Sittenvorschriften und daher die komischen und hässlichen Uebertreibungen der äußeren Form, das „emancipierte“ Wesen in Tracht, Haltung und Gespräch. Ein noch so berechtigter Kampf ist ohne solche Uebertreibungen ja leider undenkbar.

Das Weib ist also selbstständig geworden! Das ist das gemeinsame der „Damenfrage“ und der „Frauenfrage“. Beide, die Dame der oberen Stände, und das Weib aus dem Volke, können nicht länger — und wollen darum nicht länger die „bessere Hälfte“ eines Mannes sein, und ziehen es vor, eine eigene, ganze Person zu sein und zu heißen. Die Verselbstständigung der „Frau“ ist heute eine der brennendsten „Damen-



Ein gefährlicher Ritt. Nach dem Gemälde von C. von Bergen.
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Zoch; um so schwerer entschloß er sich, sein Einkommen mit einem Wesen zu teilen, das seinen Kampf ums Dasein nicht mehr zu erleichtern vermochte.

Glücklicherweise sind Amors Pfeile noch so spitz und sein rosig Bogen noch so schnellkräftig wie ehemals, sodaß der rechnende Eigenmuth in den meisten Fällen von stärkeren Trieben überrumpelt wurde, aber es mehrte sich doch die Zahl derjenigen Mädchen außerordentlich, die keinen Ernährer fanden und von dem „eigentlichen Beruf“ des Weibes ausgeschlossen blieben.

Dazu kam, daß dieselbe Wirthschafts-Entwicklung, die alle diese psychologischen Umverhüttungen erzeugte, das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter sehr ungünstig verschob. Wenn auch auf hundert Mädchen hundertundzwei Knaben das Licht der Welt erblicken, so gelangen doch nur weniger Männer als Jungfrauen zum ehefähigen Alter. Der Kampf ums Dasein räumt immer stärker unter den männlichen Streitern auf; die Maschinen zerstörten im Frieden noch viel mehr Opfer, als die Granaten im Kriege; der Beruf rafft sie massenhaft in tödlichen Krankheiten dahin. Umgekehrt hat die Entdeckung der Antiseptik durch Semmelweis und Lister die Lebensgefährdung der jungen Frauen auf ihrem Schlachtfelde, in ihrem Berufe außerordentlich vermindert; und so kommt es, daß viele Jungfrauen einfach deshalb ledig bleiben müssen, weil sie überzählig sind, daß unzählige Witwen, des Ernährers beraubt, den Kampf mit dem Schicksal mit eigenen Waffen ausfechten müssen.

Wenn also das Weib heute an den Fesseln der Sitte und des Rechtes rüttelt, die sie immer noch in das Halbdunkel der alten Hauswirthschaft bannen möchten, so geschieht das, — trotz aller „emancipierten“ Phrasen, — nicht deshalb, weil das Weib

zufassen sein als in alten Zeiten, wenn nicht dieselbe gigantische Drehung des Schicksalsrades etwa weiterrollend den Kampf des Mannes um sein Dasein so erleichtern sollte, daß jeder Normalmann es sich leisten kann und wird, sich mit der Gründung einer eigenen Familie erst zum Vollbürger dieser Erde, erst zum Mann in eigentlichster, letzter Vollendung zu machen. Eine solche Entwicklung darf der Philanthrop hoffen, aber der Geschichtsschreiber und vor allem der Praktiker darf doch nicht mit ihr rechnen. Wir haben die Dinge zu nehmen, wie sie einmal liegen, ob sie uns gefallen, oder nicht!

* * *

Die von Grund aus veränderte Stellung der Frau im öffentlichen Leben hat natürlich, — trop allen Zetterschreieren ist es natürlich, — auch eine ganz neue, weibliche Psychologie gezeigte. So lange die Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib bestand, die dem Manne das Ministerium des Außenreinen und die Präidentschaft, dem Weibe aber das Portefeuille der inneren Angelegenheiten zwies, so lange war der Mann der natürliche Vormund des Weibes nach außen, so lange führte dieses das Pantoffel-Scepter mit ausgesärt-despotischer Milde im Inneren. Jetzt aber, wo sein Reifort aufgelöst ist, jetzt ist das Weib auch der „Ministerrat“ des Eheherrn entwachsen und tritt als selbstständige Persönlichkeit auf den öffentlichen Markt. Darum finden wir Frauen überall im öffentlichen Leben so weit vorgedrungen, wie das immer abgernd der Entwicklung nachhindest Recht es nur irgend gestattet; daher das immer energischeren Preisen gegen dieses „aus Vernunft Unsinne, aus Wohlthat Plage“ gewordene Recht, das Drängen nach Gymnasial- und Hochschul-Unterricht für höhere Töchter, die Angriffe auf das Beamten-Monopol der Männerwelt. Daher

fragen“. Denn seit die patriarchalische Fügsamkeit des Weibes überhaupt aufgehört hat, ist die Führung einer Wirthschaft mit weiblichen Dienstboten zu einer Aufgabe geworden. Das heißt nichts anderes, als daß selbst die spärlichen Reste der ehemaligen Hauswirthschaft mit den Bedingungen der neuen Zeit kaum noch vereinbar sind. Die „Sitte“ jener Zeit verlangte Unterdordnung unter die häusliche Autorität von jedem Weibe, also auch der Magd: die Sitte unserer Zeit hat es verjüngt und macht es widerborstig und rebellisch.

Wir überlassen es unseren freundlichen Leserinnen, dieses unerhörliche Thema bei der nächsten Kaffee-Party näher ins Auge zu fassen, — man kann ja doch nicht immer und ausschließlich von Kunst, Wissenschaft und Politik reden! — Wir wollen aus dem großen Kreise der Fragen, die sich an die „Frauenfrage“ anknüpfen, nur eine herausgreifen, eine „Damenfrage“, den Damensport.

Wenn wir oben sagten, die „moderne Frau“ sei geradezu der Exponent der gewaltigen inneren Umstellungen, die uns die letzten Jahrzehnte gebracht hätten, so können wir wieder sagen, geradezu der Exponent der modernen Frauenbewegung sei der Damensport. Wenn sich die übrigen Verhältnisse des selbstständigen Weibes doch immerhin in einer gewissen Zurückgezogenheit abspielen, in Gelehrtenstuben und Ateliers, in Werkstätten und Clubräumen, sodaß sie dem oberflächlichen Beobachter entgehen könnten, so ist die radfahrende Schöne eine Erscheinung von kräftigster Gegenständlichkeit und Ueberzeugungskraft. Sie ist sozusagen der leuchtende Ulan der Emancipations-Armee, die Sturmtruppe, die dem Orkan voranliegt, die Glorie, die den stattgefundenen Umschwung in alle Lande und in die verschlossensten Hören hineinläutet. Das ist es ja gerade, was Großmama in Passeval zu Boben schmetterte:

sie begriff mit der Kraft der weiblichen Intuition plötzlich, daß ihre Enkelin nicht in so "unanständiger" Tracht zu ihr zu kommen wagen würde, wenn sie eben "unanständig" wäre; sie begriff, daß ihre Zeit dahin sei, ewig, unwiederbringlich. Und sie sank in eine wohlthätige Ohnmacht. Die sportende Dame ist die fino flour, der Extract des Extractes, die "quinta essentia" der modernen Zeit; und ihre Bloomers sind die Uniform der vorgeschrittenen Truppe der Kämpfer für ein neues Recht, das ein überlebtes Recht erschaffen soll. Die Radlerin trägt die "Revolution" in ihren Pneumatics.

Da nachdem der Beobachter des närrischen Getriebes auf diesem Erdentheater durch Temperament oder Erziehung zu denen gehört, die die Vergangenheit lieben oder der Zukunft zugejährt, wird man die stolzgebliebene Verwandlung, die "Umwertung aller Werthe", verdammen oder lobpreisen. Der eine wird Entstiftung, der andere Fortschritt, der eine Frevel, der andere Heil daraus erkennen. Denn Politik und Philosophie sind Temperaments-Angelegenheiten.

Wir wollen uns des Urtheils enthalten, zumal es doch post festum kommt. Der Damensport ist, und "alles Seiende ist vernünftig," sagt der Philosoph. Die grämlichste Wiene wird nicht machen, daß ein Véhicule weniger für Damen gebaut, verkauft und — gefahren wird. Nein, wir wollen die Frage vor ein anderes Forum ziehen, das nicht nach Temperament, sondern nach der Logik seine Urtheile fällt, vor das Forum der naturwissenschaftlichen Medicin, der praktischen Hygiene. Wie die im Sport gipfende moderne Frauenbewegung vor diesem Gerichtshofe besteht und ein freisprechendes Urtheil erzielt, davon plaudern wir, wenn's genehm ist, ein anderes Mal.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Der Wolfsjäger von Erlensee.

Eine lustige Geschichte von Alwin Römer.

Sowie Wahrendorff, die schöne junge Witwe, deren boldselige Reize es vermocht hatten, diesen Sommer so etwas wie eine wirkliche Saison mit Konzerten, Feuerwerk, Croquet-, Lawn tennis- und Cirhaus-Bällen in die bejähliche Stille des weltvergessenen kleinen Harzbades Erlensee heraufzubewegen, war eben im Begriff, verschiedene gute Sachen in einen großen Korb zwischen leuchtend weißen Servietten unterzubringen, als eine etwas äffelte Männerstimme ihr über den Hedenrosenzaun aufgerufen war:

"Alles umsonst, was Ihre seinen, schlanken Händchen da anstellen! — Wirklich alles umsonst, gnädige Frau! — Sie dürfen heute ebenso wenig in den Wald, wie die anderen Damen und vor allen Dingen die Kinder!"

"Ja, weshalb denn nicht?" fragte sie und ließ die Hand mit der großen Büchse Del-Sardinen Pellier frère, bei dem Anblick dem guten Andor das Wasser im Munde zusammenlief, ratlos sinken.

"Weil, — äh, — ja, weil der Wald nicht mehr sicher ist! — Wir werden erst eine Wolfsjagd abhalten, der Förster und ich und, — äh, wer eben sonst noch Jäger genug hat!"

"Lasst Sie Sich nicht auslachen, Herr von Horn! Woher sollen denn hier Wölfe kommen, wenn Sie nicht etwa Ihre alten Turf- und Tempelsfreunde mit den dicken, goldenen Uhrketten meinen?"

"Sind nie meine Freunde gewesen! Auf Ehre nicht, Gnädigste! Aber überzeugen Sie Sich selbst!"

Und dabei reichte er ihr ein Zeitungsblatt herüber und deutete auf eine kleine Notiz auf der Innenseite. Sie schüttelte zunächst lächelnd noch einmal das schöne Haupt, las dann aber halbblau und in leise steigender Erregung:

"Nordhausen, den 12. Juli. Aus dem hiesigen Zoologischen Garten ist heute früh ein Wolf, eine besonders wilde Bestie, entsprungen. Wie die Nordh. Ztg. meldet, ist der Wolf, der verfolgt wurde, aber nicht eingefangen werden konnte, in nördlicher Richtung über Nüdersdorf hinaus nach Erlensee in den dortigen Harzwäldern verschwunden. Zu wünschen ist, daß die Bestie kein Unglück anrichtet, sondern bald unschädlich gemacht wird."

"Aber das ist ja entsetzlich!" scholl es dann voll schmolzen Entrüstung von ihren Lippen. "Unser schönes Picknick!"

"O, aufgehoben ist nicht aufgehoben!" erklärte Andor von Horn, einen delikaten Nachschnitten mit seinen Bildern liebend. "Ihre patienten Dosen da, — ich glaube sogar Hummer darunter zu bemerken! — Ja, für so 'was habe ich einen Blick — also, was ich sagen wollte, die sind Ihnen durchaus nicht gejährt! — Morgen oder übermorgen, je nachdem uns Diana günstig ist, werden wir die Bestie schon zu fassen kriegen, und dann —"

"Sie wollen dem Wolf also wirklich nachspüren?" fragte sie mit einem leisen Schauer erster Bewunderung. Denn bisher hatte ihr dieser Andor von Horn nicht recht imponieren können. Er war ihr zu geledert, zu schwachhaft und bei der gemeinschaftlichen Hotel-Tafel ein wenig zu — vertilgungswütig gewesen.

"Selbstverständlich!" schnarrte er und zwirbelte den großen strohblonden Schnurrbart, der sich, ein paar reisen Gespenstahnen nicht unähnlich, unter der lühn geschwungenen, leider nicht mehr ganz blässen Nase breit gemacht hatte.

"Aber kann das nicht gefährlich für Sie werden?"

"Pah, — so ein lumpiger Wolf! Für Sie ginge ich auf die Löwenjagd, gnädige Frau!"

"Sie meinen doch Am eisenlöwen, Herr von Horn?" mischte sich jetzt trocken ein dritter ins Gespräch, der unbemerkt herangetreten war und nun mit einem leisen, ironischen Lächeln um die Mundwinkel dem lächelnden Baldmann ins Gesicht sah.

Andor von Horn stemmte sein Monocle ein, was der schönen Lucie einen Stich gab, da sein sonst ganz passables Antlitz dadurch einen Zug von Albernheit erhielt, und starrte den Störenfried hochmuthig an.

"Ich habe schon andere Kugeln pfeifen hören, als Sie, mein lieber Herr Doctor!" sagte er nach einer absichtlichen Pause. "Oder waren Sie auch schon da unten — im Süden —"

"In Monte Carlo?" fragte harmlos Doctor Spielmann. "Nein, da war ich noch nicht!"

"Wer spricht denn von Monte Carlo?" erwiderte, ein bishchen aus der Fassung gebracht, der Andere und sah den Doctor unsicher an, ohne das Monocle wieder hochzunehmen.

"Ich glaubte, Sie meinten die Roulette-Kugeln!" bemerkte boshaft der Doctor.

"Ärgern Sie doch unsern wadern Herrn von Horn nicht!" schaltete Lucie Wahrendorff jetzt ein, um einen Streit zwischen den beiden Nebenbühlern zu verhindern. "Schließen Sie Sich ihm lieber an auf seinem geplanten Feldzug gegen den umgebeten Gau, der sich hier plötzlich niedergelassen haben soll! Oder wissen Sie noch gar nicht, was geschehen ist?"

"Doch, — doch! — Aber ich bedaure sehr, ich kann die wilde Jagd leider nicht mitmachen, da ich verreisen muß!"

"So plötzlich?" erkundigte sich voll Genugthuung Andor von Horn.

"Ja, denken Sie! Gerade als ob ich vor dem grimmen Unthier Neijaus nehmen wollte!"

"Hm, — na —"

"Bitte, genieren Sie Sich nicht! Ich will Ihnen gern zugejährt, daß ich auch, wenn ich nicht verreisen müßte, an dieser grausigen Jagd keinen Anteil nehmen würde, erstens, weil ich keine blaue Idee von den Fineisen einer Wolfsjagd habe, und zweitens, weil ich es für gewissen erachten würde, mich für Sie zu schonen!"

"Für mich?"

"Ja natürlich! Wenn die Bestie den nichösürdigen Versuch machen sollte, Sie ein blässchen zu zerfleischen, lieber Herr von Horn: wer könnte Sie in diesem idyllischen Waldwinkel weiter wieder zusammenfinden, als ich?"

"Aber da dürfen Sie doch wirklich nicht fort, Herr Doctor!" sagte Frau Lucie beschnürt.

"Ich komme morgen gegen Abend hoffentlich zurück. Bis dahin wird der Wolf schon ein Einsehen haben!"

"Bis dahin werden wir ihm schon auf den Pelz kommen! Seien Sie unbesorgt und lassen Sie Sich nicht etwa abhalten!" erklärte der Ritter. "Aber ich vergeude hier wirklich die Zeit, Gnädigste, die ich in Ihrem Dienst auszufüllen hätte. Verlauen Sie mich, daß ich unsere Truppe zusammenstelle!"

Mit einem Handkuss verabschiedete er sich. Lächelnd sah ihm der Doctor nach. Sie mochte seinen Gedanken wohl errathen; denn mit einem Anflug von Ärger sagte sie plötzlich:

"Er ist ein ganz prächtiger Mensch! Seine Courage gefällt mir sehr! Und auch sonst —"

"So ehören Sie ihn doch, diesen kleinen, matt kopierten Tartarin von Tarascon!" unterbrach er sie fühl.

"Das redet der Reid aus Ihnen. Schämen Sie Sich, Doctor. Ich glaube jetzt wirklich, Sie ärgern Sich, daß Sie nicht auch Jagd-Passionen gepflegt haben, und machen Sich deshalb in ein paar Tage aus dem Staube!"

"Wohl möglich!" sagte er, trübe lächelnd. "Aber trotz Ihrer schlechten Meinung von mir, bitte ich freundlich, Sich durch keinen Drachentöter-Nimbus verblassen zu lassen und keinen Schritt zu thun —"

"O bitte, Herr Doctor!" schnitt sie ihm verlebt das Wort ab. "Ich bin jetzt factisch erwachsen und erfahren genug, um überall den richtigen Weg zu finden!"

"So leben Sie wohl!" sagte er, die Stirn in unmuthige Falten ziehend, und mit einer steifen Verbeugung verschwand er.

Einen Augenblick lang fühlte sie den Drang in sich, ihn zurückzurufen. Er war doch einer der Treuesten von allen, die sie umgaben. Mit welcher Opferfreudigkeit hatte er ihren Hatten gepflegt, sein Unwetter habe ihn abhalten können, damals, als es langsam zu Ende gegangen war mit seiner zerstörten Lunge. Nacht für Nacht hatte er an seinem Lager gelegen und ihm Linderung verschafft und Hoffnung zugesprochen. Er war doch auch ein Held! Das hatte damals ihr Vater sogar anerkannt, der von den "Quackalbern" sonst nichts wissen wollte, trotzdem sie ihn anno siebzig durch ihre Kunst am Leben erhalten hatten! Aber heute war er entschieden kleinlich gewesen! Und das stach um so tragger gegen die flotte Mitterlichkeit dieses Herrn von Horn ab, der eben nur einmal einer Gelegenheit bedurft hatte, um die liebenswürdigen und noblen Seiten seines vom Kastengeist etwas eingeschnürten Naturells zu zeigen.

So blieb ihr Mund stumm, während ihre Augen ihm nachsahen, so lange sie ihn erreichen konnten. Dann ließ sie sich seufzend und sinnend auf einen der grünen Gartenstühle nieder, horchte auf das Gesumme der Bienen über sich in den Kronen der Akazien, die just blühten, und heftete ihre verträumten Blicke dann auf den nahen Wald, der sich über eine Berglehne fast bis an das kleine Nest hin erstreckte. Geheimnißvoll leuchtete das frische Grün zu ihr herüber. Waren das wirklich Buchen und Eichen, junge Tannen und lockende Haselsträuche? Oder hatte sich ein Tropenwald vor ihren Blicken aufgethan, in dem zornige Löwen, Tiger mit heißenfunkelnden Augen, Schakale und Wölfe ihr mörderisches Wesen trieben? Ein romantisches Gruseln überließ ihr den Nasen. Die leide Pürschlust ihres neuesten Ritters wuchs ins Gigantische. Und wenn er auch nicht ganz ihrem plötzlich wieder erwachten Mädchen-Ideal entsprach: ein beachtenswerther Werber war er doch. Ein bishchen zu geschmeckt in seinem Weinen, aber das konnte man ihm langsam abgewöhnen. Bei der schwärmerischen Verehrung, die er für sie hegte und an den Tag legte, wurde das nicht gerade schwierig sein! Hatte er sich doch sogar schon einmal zu Versen an sie versteigert, die viel besser waren, als sie's ihm zugestraut hätte.

Aus Deinen Augen sah ich jingst
Die Sehnsucht nach dem Glücke glänzen;
O, dürft' ich Dir das schöne Haupt
Mit dornenlosen Rosen kränzen —

hatte es angesungen. Doctor Spielmann, dem sie es als eine Strachwitz'sche Strophe vor die Augen geschmuggelt hatte, war zwar der Weinung gewesen, es sei zuviel Shrup in den Versen. Aber hatte da nicht schon ein leises Misstrauen mit zu Gerichte gelesen? Es war doch Gefühl darin, wie überhaupt in allem was er that! Der arme Doctor war eben zu prosaisch, trotz seiner großen Opferwilligkeit; zu hausbauden: denn sonst hätte er seine Reise heute auf jeden Fall verzögert, seine Kräfte in den Dienst der gefährdeten Sommerkolonie stellen müssen! An der Woge ihrer Neigung sentte sich die Schale des ritterlichen Jägers sehr zu Ungunsten des armen Doctors.

Während dessen pfirsichten die Wolfsjäger wirklich schon tapfer im Walde umher. Der Förster, ein alter Graubart, in dessen viel gesättelten Augenwinkeln ein wenig Verzagtheit saß, hatte etliche Hunde mitgenommen und die verschiedenen Herren, einen Berliner, zwei Hamburger, sowie einen im Dritte stationierten Steuerbeamten im Walde vertheilt.

"Ich lasse mich hängen, wenn der Wolf nicht eine ganz verdammte Ente ist!" fluchte er, nachdem sie das ganze Revier abgehuscht hatten. "In den Zeitungen stehen ja immer nur Lügen!"

"Ach ja," seufzte der Berliner somisch, "die Concurrenz ist groß jetzt!"

Der Alte ignorirte diese schneide Anzapaung auf sein Jägerlatein.

"Wenn's den Herren noch Spaß macht," sagte er, "ich für meinen Theil gehe heim!"

"Und die Dachsälcher am Herrenberge?" fragte Andor. "Wir haben in Ruhland sehr oft Wölfe aus Fuchs- und Dachsbauen herausgeholt!"

"Dafür ist's heute zu spät, bester Herr von Horn! — Na und morgen? Erstens muß ich nach Nordhausen, — und zweitens glaube ich an die Geschichte nicht recht mehr! Wenn ich dort wäre, daß der Kerl in dem Wochenblatt aussahsweise doch nicht gelogen haben sollte, so können wir's ja übermorgen noch mal riskieren! — Soll mich übrigens wundern, ob die Bellinger nicht auch auf den Leim getrochen sind und Wolfsjagd gemacht haben! Der alte Obersöster ist für so 'was Feuer und Flamme!"

"Es wäre schade, wenn die uns die Beute weggeschlappt hätten!" meinte Andor. "In den Ardennen paßierte uns das auch einmal!" Und ausführlich erzählte er seinem Nachbar, dem Steuerbeamten, ein höchst spannendes Jagdabenteuer.

Der Förster blinzelte ihn heimlich von der Seite an und brummte dabei etwas in den Bart, was nicht ganz deutlich hörbar wurde, aber doch so ähnlich wie "Lügensad" flang. Er war anscheinend auf alle "Concurrenz" schlecht zu sprechen.

Ziemlich verdrießlich hielt der Trupp seinen Einzug in Erlensee. Alles lugte nach dem Männer, den man erbeutet glaubte, und machte lange Gesichter, da die Jäger ganz und gar unverrichteter Sache heimkehrten. In dem schönen Antlitz der Frau Lucie Wahrendorff glaubte Andor sogar einen leisen Zug von Spott zu entdecken, und er nahm sich vor, den übernächsten Tag nicht abzuwarten, sondern schon morgen wieder auf eigene Faust sein Glück zu versuchen. Es mußte überwältigend sein, von dieser entzündenden Frau als Sieger und Befreier begrüßt zu werden. Und mit der Glorie des Wolfsbewingers geschmückt, konnte er dann schon eine ernsthafte Attaque wagen, ohne einen Korb fürchten zu müssen.

Und so war er am anderen Morgen wirklich wieder im Walde, ließ die beiden vom Förster erbeuteten Hunde rechts und links abschweifen und hielt die Richtung nach dem Herrenberge ein, wo er an den Dachsältern zum Ziele zu kommen hoffte. Denn wenn er auch die Geschichte in Ruhland nicht selbst miterlebt hatte, so war er doch durch eine höchst interessante und naturgetreue Schilderung in einem alten Jagdkalender so gut darüber unterrichtet, daß er mit der Bestie schon fertig werden wollte.

Aber Stunde um Stunde verrann, ohne daß er auch nur eine Spur fand. Wohl ließ ihn ab und zu ein plötzliches Knäseln gespannt aufhorchen, doch es war meist nur ein Eichhörnchen, das durch die Zweige huschte, oder ein Reh, das er aufgeschreckt hatte. Schon hatte er alle Hoffnung aufgegeben, da auch die Hunde am Herrenberg nichts Verdächtiges aufzuspüren vermochten, und begab sich eben daran, von den reichlichen Vorräthen in seiner schön behäkelten Jagdtasche dies und jenes als Trost zu sich zu nehmen: da gewahrte er auf einmal, — nur ein paar hundert Schritt von ihm entfernt, — in schlechter Stellung, mit tückisch funkelnden Augen, das wirre, borstige Haar des Felles gefräubt, einem hochbeinigen, spitzähnigen Hund nicht unähnlich, den Wolf —

Ein Gefühl, halb Furcht, halb Freude, überfiel ihn. Zuerst schlich er näher. Seine Hunde schlügen an. Jetzt stießte das heimtückische Vieh die Zähne, richtete sich auf und fing dann bösartig an zu knurren.

Bitternd hob er sein Gewehr an die Wange. Da im letzten Augenblick wandte sich der Unhold und versuchte in ein paar hastigen Sägen das niedrige Buschwerk, aus dem er sich hervorgewagt haben möchte, wieder zu erreichen. Aber Andor war schneller. Er zielte nicht lange; doch das Glück war ihm günstig. Der Schuß blieb auf; ein kurzer scharfer Knall folgte und die Bestie wälzte sich am Boden in ihrem Blute.

Die Hunde sprangen hinzu; er konnte nicht halb so schnell folgen. Noch röchelte sein Opfer und schnappte ein paar mal mit dem prächtigen Gebiß; aber es ging sichtbar zu Ende. Noch ein paar Minuten wartete er, bis der Wolf sich nicht mehr regte, dann bohrte er ihm sein langes, blickendes Waldmesser faltblütig in die Kehle. — Natürlich um des Effectes willen! — Kein König hätte einen grohartigeren Einzug in Erlensee halten können. Der dicke Rentier aus Berlin, der sich leicht enthusiastisch machen ließ, hatte die sechs Musikanter des Nestes zusammengetrommelt und vom Dorfsschüler eine Tragbahre gekleidet. Ein paar stämmige Jungen trugen dich hinter den Bläsern den erlegten Räuber, der mit grünem Laubwerk festlich geschmückt war. Andor von Horn schritt, von zwei Herren der Sommer-Kolonie geleitet, dicht hinter seiner Beute, den Hut ziemlich verwegen auf dem Ohr, die Büchse mit einem Eichenbruch gesichert, das Monocle knappfassig ins linke Auge geklemmt.

Ein paar junge Damen hatten schnell einen mächtigen Kranz gewunden, der ihm feierlich umgehängt wurde, wobei es nicht ohne etliche schallende Lebhafts abging, in die die ganze mobile Jugend Erlensees, die den Zug begleitete, einstimmte.

Es war ein erhabender Anblick und alles voll Jubel und Begeisterung. Die Musikanter bliesen einen echten Armeemarsch mit nur wenigen falschen Tönen dazwischen; dann intonierte die Jugend "Heil Dir im Siegerkranz," wohl weil die erste Zeile wie auf den fühnen Wildtiere gemünzt erschien, und etliche junge Burschen ließen ein paar alte Pistolen und Schüttenspaten loskrachen, daß es die wundervollsten Echos drübten in den Bergen und Schluchten erwiederte.

Und wie flatterten die weißen und bunten Tüchlein der Dorfweiber wie auch der Stadtfräulein aus den Fenstern und Gärten! Wie glühten die Gesichter vor Freude und Dankbarkeit! Wie lächelten die schönen Mädchen bewunderungs- und verachtungsvoll!

Es war entschieden der schönste Tag seines Lebens!

Nur die Krönung derselben fehlte noch; aber er hegte auch nicht den leitesten Zweifel, an diesem Abende das Jawort Lucie Wahrendorff's zu erhalten. Wenige Wochen später war er dann ihr Gatte und Theilhaber und Verwalter des großen Vermögens, über das er vor etlichen Tagen von einem Berliner Auskunfts-Bureau die angenehmsten Nachrichten erhalten hatte.

Lucie Wahrenstorff hatte den Zug mit seltsam gemischten Gefühlen an dem Häuschen vorüberziehen sehen, das sie für die Sommermonate gemietet. Sie freute sich aufrichtig, den Forst freit zu wissen, wenn sie auch dabei weniger an ihr Picknick und ihre Spaziergänge, sondern an die Holz, Gras und Beeren suchenden Weiber und Kinder der armen Harzdförster dachte. Und doch musste sie über den stolzen Jäger, der da hereinzog wie ein zweiter Drachentöter, lächeln, und ihre Lippen zitterten halb unbewußt den Anfang von dem einst memorirten, ach, so unheimlich langen Gedichte:

„Was rennt das Volk? Was wählt sich dort
Die langen Gassen brauend fort?“

Alle Romantik war verslogen. Diese lustige Wirklichkeit mit ihrem Schüpfelsturm und dem Helden, der noch komischer in seiner stolzen Größe wirkte als ein Scheibenkönig, hatte sie schnell entzaubert. Sie nickte und winkte dem Glücklichen zu, — der das für die schönsten Beweise ihrer Kunst nahm, — wie sie's als Bassist gehabt, wenn die Gymnasiasten vom Schauturnen heimgekommen waren: ihr Herz hatte nichts mehr damit zu thun, nur noch ihr für drollige Situationen allzeit empfänglicher Kopf. Ihre thörichte Schönärmerie von gestern war nichts als verkleideter Ärger über diesen abscheulichen Doctor gewesen, der an einem solchen Tage verreisen konnte, ohne eigentlich Gründe dafür zu haben.

Der war natürlich auch nicht der Nachte, obwohl sie an ihn mit ganz anderen Empfindungen denken mußte! Aber wie gut er die heutige Komödie vorausgesehen hatte! Von „Drachentöter-Rimbois“ hatte er beim Abschied gesprochen und sie gewarnt! Aber er sollte nur nicht etwa denken, daß seine Warnung sie bestimmt hätte, sich zurückzuziehen. Das würde ihn nur noch eigenwilliger machen! Das Beste war schon, es ihn gar nicht merken zu lassen, wie gleichgültig ihr dieser arme Andor geworden war. Dann durfte sie sich aber auch nicht zurückziehen von dem Trubel, der im Hotel-Garten „Zum goldenen Hirsch“ Alt und Jung vereinigen würde. Und so machte sie sich denn kurz entschlossen auf den Weg. —

Es war noch taghell, obwohl die Sonne schon ziemlich tief stand, als sie dort anlangte. Ein ganz besonderer feierlicher Moment schien just für den Helden des Tages gekommen zu sein. Denn der fröhliche Lärm im Garten war wie auf ein Zauberwort verstummt. Andor aber stand im schmutzen Jagdhut, umkränzt von Blumen- und Laub-Girlanden, das Monocle im Auge, milchfasserebraune Handschuhe an den Händen, auf sein Gewehr gespanzt, während sein linker Fuß auf dem Haupt des erlegten Wolfes ruhte. Ein wandernder Photograph war gekommen und just dabei, ihn in dieser malerischen Stellung der Welt zum Angedenken, sich selber zum Nutzen aufzunehmen.

Eine leise Röthe stieg ihr ins Gesicht, als er ihr vertraulicher, als sie es gewöhnt war, vor allen Leuten zündete. Sie fing an, sich ehrlich zu schämen. Ungelegener konnten daher die Worte Doctor Spielmann's, der nach ihr in den Garten gekommen sein mußte, gar nicht an ihr Ohr klingen.

„Darf man gratulieren, gnädige Frau?“ hörte sie ihn plötzlich fragen und erschrak bis ins Herz hinein.

„Wozu?“ fragte sie kurz und sah ihn beinahe feindselig an. „Nun, — zu — Ihrer Genesung!“ lachte halblaut der abscheuliche Mensch und streifte dabei das groteske Bild, das Andor in diesem Augenblitze bot.

„Ich war nicht krank!“ erklärte sie kühl.

„O doch!“ sagte er leise und mit einer kaum merkbaren Innigkeit im Ton. „Aber Ihr Herr Papa sagte es mir vorhin beim Abschied schon: Das ist nur eine vorübergehende Schwäche! Ihre Natur ist zu gut!“

„Sie waren bei meinem Vater?“

Er nickte.

„Ich soll Sie herzlich grüßen. In ein paar Tagen kommt er selbst, sobald alles wieder in Ordnung ist!“

„Was — in Ordnung?“

„Deut, da wir über den Berg sind und sein Zustand nichts zu wünschen übrig läßt, darf ich es Ihnen schon verrathen. Wir haben ihn überleben müssen. Er hatte noch eine Kugel in der Brust, von Orleans her, die ihm in letzter Zeit heftige Schmerzen bereitete. Und da er zu mir einmal Vertrauen hatte, so wollte er sich von einem anderen nicht verprügeln lassen, wie er sagte. Auf seinen strengen Befehl aber mußte ich Ihnen gegenüber schweigen, damit Sie nicht irgendwie in Sorge und Aufregung gerathen sollten! — Die Operation war wider Erwarten leicht. In wenigen Tagen wird er bei Ihnen sein! Sie sollen ihn nämlich hier erwarten. Das ist sein ausdrücklicher Wunsch!“

„Also darum mußten Sie verreisen?“ stammelte Lucie, wie aus einem Traume erwachend. „Und ich kurzsichtiges Geschöpf, — o, — Sie wissen gar nicht!“

„Hallob,“ erschallte in diesem Augenblitc eine Stimme durch den Garten, „da ist ja noch alles bei einander! — Wo ist also der furchterliche Wolf?“

Es war der Oberförster von Berlingen, der in eiligen Schritten herübergestampft kam, das alte, martialische Gesicht von einem unheilverlündenden Lächeln überhüllt.

„Hier, bitte!“ jagte voll gerechten Stolzes diesem alten Jäger gegenüber Andor und wies auf den Unhold zu seinen Füßen.

Der Alte büßte sich und warf das Thier herum.

„Dach' ich's doch!“ schrie er dann hohnlachend. „Kreuz, bombenelement, Kärtätschen und Granaten, dach' ich's doch! Herr, wenn das ein Wolf ist, bin ich eine Käffeschwester und Sie ein — ein —“

„Aber sicher ist das ein Wolf!“ behauptete Andor, bleich bis in die Lippen.

„Mein Hund ist's, Sie — Sie Salontroler! Mein Phylax! Heute Nachmittag am Herrenberge haben Sie ihn mir kaput geschossen!“

„Es ist der Wolf, der in Nordhausen entsprungen ist!“ sagte Andor wütend.

„Der ist es auf keinen Fall!“ erklärte jetzt der Förster von Erlensee, der eben dazu trat. „Denn den habe ich heute Mittag lebendig wieder einbringen sehen! Zwei Wärtler haben ihn bei Sachsa wieder erwischen! Freilich, ähnlich genug sieht er Ihrem Phylax! Das muß man sagen, Herr Oberförster!“

„Unsinn!“ brummte der Alte. „Der Phylax hat seine Rüthe immer wie ein anständiger Hund nach links getragen. Den konnte ein Säugling von einem Wolf unterscheiden! Ich bitte, mir den Hund zu ersuchen, Herr! Er kostet zweihundert Mark, daß Sie's wissen!“

Schlitternd, ein Gebild des Jammers, stand Andor neben dem armen Opfer seines Ehrgeizes. Ach, die ihm vor wenigen Stunden noch zugejubelt hatten, lachten ihm jetzt schmunzelnd ins Antlitz. Schroffer wurde wohl selten ein Sterblicher aus dem Himmel des Glücks gefürzt wie er. —

Mit einem unterdrückten Fluche warf er die Büchse auf den todten Phylax und stürzte durch die Menge ins Haus. —

Der Oberförster wollte ihm nach. Aber Doctor Spielmann hielt ihn zurück und versprach ihm, für seinen Schadenersatz zu sorgen. —

„Sie sind doch eine Seele von Mensch!“ flüsterte Lucie Wahrenstorff ihm zu, als er endlich wieder zu ihr trat. „Er war doch eigentlich Ihr Feind!“

Er schüttelte den Kopf.

„Dazu war er zu ungesährlich!“ sagte er.

„O, Sie wissen nicht, wie heroisch er mir gestern vorsam! So beschämend es für mich erscheint, aber wahr ist es doch!“

„Eine Art Sommernachtstraum!“ lächelte er. „Titania findet den braven Bettel bezaubernd! Aber der Spuk geht vorüber, wie alle kleinen Extravaganzen der Elfenkönigin!“

„Ich fürchte nur, daß mein Oberon nun doch den Geschmack an mir verloren hat.“

„Ihr Oberon?“ fragte er bestürzt. „So ist noch ein anderer —“

„Er spricht so objectiv, so ruhig über meine Extravaganzen —“ flagte sie und wurde rot.

„Lucie!“ murmelte er voll verhextener Gluthen. „Fühlst Du es endlich, daß ich Dich liebe und gehütet habe wie ein Vater, eine Mutter kaum ihr Kind hüten kann?“

„Ich fühle es und wollte es doch nicht glauben!“ flüsterte sie. „Aber jetzt weiß ich es!“

Durch die leise aufdämmernde Sommernacht geleitete er sie bis zu ihrer Gartensporthalle. Dort lächelte er sie zum ersten Male, — heiß, innig, und doch voll Keuschheit, wie geläuterte Liebe läuft. —

Andor von Horn war am anderen Morgen verschwunden. Kein Mensch wußte wohin. Erst viele Monate später erschien die reizende Frau Doctor Spielmann eines Tages ein Badet aus Russland, dessen Absender sie zunächst nicht enträtseln konnte.

Als ihr Gatte die geheimnisvolle Sendung endlich öffnete, fanden sie darin zwei mächtige Wölfsfelle nebst einem längeren Brief des verschollenen Wölfsjägers von Erlensee. Er bat darin, die beiden Felle, die durchaus echt seien, als ein Zeichen seiner Hochachtung anzunehmen. „Es ist der erste, den ich wirklich selbst erlegt habe,“ schrieb er. „Der kleinere ist eine Veile meiner schönen Braut, Fräulein Alexandra von Hissow, die sich den geehrten Herrschäften freundlich grüßend empfehlen läßt.“

Ostrow bei Nowgorod, Ihr sich ehrlich bessernder den 16. December 18 . . . Andreas von Horn.“

„Ob das wohl echt ist?“ fragte Lucie.

„Sie sind beide echt. In Russland gibt es viel Wölfe!“ lächelte er schallhaft.

„Ah, ich meine ja das mit der Besserung!“

„Wir wollen's hoffen!“ sagte er. „Wenn's eine tüchtige Frau ist, bringt sie's fertig, hat sie ihm doch seinen alten, ehrlichen Vornamen Andreas schon wieder angehöhnt!“

„Richtig! Damals hieß er ja Andor! — Aber sag' mal, Schätz, dann bin ich wohl keine tüchtige Frau?“ fragte sie, einen leisen Schmolzton anschlagend.

„Du meinst, weil ich ihn nicht unter Deine Erziehung geben wollte?“

„Nein, weil Du alle Tage schlimmer wirst!“ lachte sie und fiel ihm um den Hals, um diese ihre Meinung auf seinen Lippen zu besiegen. —

Nachdruck verboten.

Sylvester-Gebräuche.

Von Julius Stinde.



arum feiern wir den Abend des letzten Tages im Jahre, dem der Name des Papstes Sylvester beigelegt wurde, und nicht den ersten Tag des neuen Jahres? Warum gilt uns der Altjahrsabend mehr als der Neujahrsmorgen?

Die Sitte will es so.

Woher aber stammt die Sitte? Ihre Bedeutung ist zu meist vergessen, und doch haftet sie und geht von Geschlecht zu Geschlecht, dessen Thun nicht von dem unverschämlich gewordnen Alten abläßt. Aus wie alter Zeit die Sylvester-Gebräuche stammen, daß nach Beiträumen mit Zahlen zu bemessen ist unmöglich, wohl aber können sie bis in die graueste Vorzeit hinein verfolgt werden, und dabei fällt hier und da ein Richter auf sie, daran ihre frühere Bedeutung erkannt wird. Und gar interessant ist solches Zurückwanderen in die Vergangenheit.

Wir feiern Weihnachtsabend, Altjahrsabend, Osterabend nach dem Gebranche unserer Vorfahren altheidnischer Zeit. Bei ihnen begann der neue Tag des Abends, wenn die Sonne untergegangen war; sie zählten nach Nächten und nicht nach Tagen. Die Nacht war ihnen die Mutter des Morgens, aus dem Dunkel wurde das Licht geboren. Vollmond und Neumond gaben ihnen Anhalt, die Zeiten zu bestimmen, bei Vollmond wurden Versammlungen der zerstreut wohnenden Geschlechter abgehalten, der ihnen den dunkeln Weg erhellte, und so fanden sie auch aus praktischen Gründen dazu, im Kalender die Nacht dem Tage voranzusezen.

Die abendländische Festfeier stellt sich deshalb als urälteste Sitte heraus, zumal aber die Feier des Altjahrsabends.

Nach der Sommersonnenwende nehmen die Tage ab, die Sonne beschreibt täglich einen kleineren Bogen am Himmel bis sie um die Zeit der Wintersonnenwende weder vor noch rückwärts zu schreiten, sondern dem nicht genau messenden Auge zu beharren scheint. Der Norländer sah, wie sie sich nicht mehr in die Höhe erhob, sondern scheinbar wie ein Rad auf der Ebene seines Horizontes dahinsießt. Er nannte diese Zeit die Zeit des Juls, des Sonnenrades, und noch jetzt heißt in nördlichen Gegenden die Weihnachtszeit die Julzeit, das Weihnachtsfest das Julfest.

Dies Fest galt der wiederkehrenden Sonne, dem neuen Jahre, die sich erhob, die Tage verlängerte, Wärme und Licht und mit ihnen Frühling und Sommer brachte. Von Weihnachten bis Dreikönig dauerte die Feier des heidnischen Neu-

jahrs; es ist die Zeit der Broßnächte, die auch Mutternächte hießen, weil sie das neue Jahr gebaren. An diesem Wendepunkt der Sonne, wo die Hoffnung kommender schönerer Zeit zur Gewißheit wurde, schaute man sich zusammen, die Freude zu thellen, gemeinsam die Lust zu genießen, das Festgebet ging durchs Land: nun ist die Hochzeit gekommen, wir laden die Freunde zu Gast. Die Gastgebete aber hingen mit den großen Opfern zusammen, die mit Schmausen und waderem Gedecht abgehalten wurden, und wenn heute am Sylvesterabend der Punsch nicht fehlen darf, so gemahnt das starke, süße Gebräu an die fröhlichen Gelage der heidnischen Vorfahren, die die Götter mit kräftigem Trunk ehrten.

Viele Tage umfaßte das heidnische Julfest; als aber Rom siegreich herausdrang, da wurde auch das römische Kalenderwesen nach dem Norden gebracht und mit Gewalt eingeführt. Der römische Kalender, den Gregor später verbesserte, stammt aus den ägyptischen Tempeln, deren Priester das Jahr nach den Beobachtungen ihres Himmels eintheilten. Was am Nil gegolten und in Rom geändert, das sollte nun auch bestimmt für den Norden mit seinem langen Winter und den Naturscheinungen sein, die sich wesentlich von denen des Südens unterscheiden. Der Neujahrsfest wurde festgelegt, aber da das Weihnachtsfest ziemlich mit dem alten Winterabendwesfest zusammenfiel, so verschmolzen die Nordleute das Christfest mit ihrem Julfest und verlegten die Hauptfeier auf — den Weihnachtsabend.

Die Feier der Broßnächte wurde von der Besinnlichkeit untersagt. Das Neujahrsfest jedoch mußte sie lassen, das der heidnischen Sitte gemäß auf den Altjahrsabend verlegt wurde und sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Sie konnte das Gefühl für die Feier des Naturfestes nicht ausrotten.

Weihnachtsabend und Sylvesterabend sind die beiden Lieblingsfestabende des großen nordisch-germanischen Julfestes, und daher kommt es, daß an beiden Abenden Gebräuche übereinstimmen der Art stattfinden.

Die am Weihnachtsabend ausgelöschten Lichter des Tannenbaumes werden am Sylvesterabend wieder entzündet, und nun erst gelangen die Gaben des Baumes: Apfel, Nüsse und süßes Gebäck zur Vertheilung. Die Zeit zwischen diesen beiden Festen ist eine heilige. Es darf keine Wäsche gewaschen werden, denn wer jetzt den Baum kleidet, d. i. mit Wäsche zum Trocken behängt, muß im nächsten Jahre den Kirchhof bekleiden. In alter Zeit ruhte jegliche Haushaltarbeit während der Julfest, nur das Nothwendige geschah. Man feierte Festtage, und zwar Opferfesttage.

Opfer wurden von jeher gespendet, um die Gottheiten gnädig zu stimmen oder ihnen Dank darzubringen. Bei dem Neujahrsfeste war wohl die Haupsache, die Götter auf das Höchste zu verehren, damit sie segnend im kommenden Jahre walten möchten. Andererseits galt es, schlimme Kräfte abzuwehren, den guten den Böen frei zu machen.

Dem Sonnengotte wurde der Eber geopfert. Froh, — in älterer Zeit Freye genannt, — bezog einen Eber Gullinbursti, dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tage erhellten, der mit Pferdeschnelle rannte und des Gottes Wagen zog. Es war dies der Sonnen-Eber, und am Julfest schlachtete man dem Froh daher das ihm zuständige Thier. Wer jedoch nicht über einen lebenden Eber verfügte, der begnügte sich mit einem Gebäck in der Gestalt des Opferthieres aus Honig, Mehl und heimischen Gewürzen, Hirsch, Anis und Lorbeer. Honigfischen, Lebkuchen, Pfefferkuchen sind die Nachkommelinge der alten Opferküchen, und in einigen Gegenden gibt es um die Weihnachtszeit Anisgebäck, ohne das ein rechtes Begehen der heiligen Tage gar nicht zu denken ist. Nach Neujahr verschwindet Honig- und Anisgebäckes: die heidnische Julzeit ist um.

Wer am Sylvesterabend Schweinefleisch ist, hat im kommenden Jahre Glück. Auch schenkt man sich kleine Schweinchen aus Marzipan, aus Metall und Porzellan. Oft auch wird ein Küchenhirsch auf den Tisch gebracht, das mit brennenden Lichtern bestellt ist, und hierin spiegelt sich das einstige Opfer mit großer Deutlichkeit wieder, denn die Lichtflamme ist das Symbol des Opferfeuers. Der Glanzpunkt des hohen, fröhlichen Mitwinterfestes war die Opferung des Ebers. Die thünen Männer legten zuvor Gelübde auf ihn ab. Sie versprachen wacker Thaten in dem Bewußtsein, daß Froh ihnen bestehen und Glück gewähren werde. Wie der neugeborene Sonnengott der Erde Licht, Wärme und Fruchtbarkeit verleiht, so verlieh er auch den Helden Gunst im Kampf und den Heirathenden Glück in der Ehe. So war der Eber das Sinnbild der Fruchtbarkeit, des Sieges und des Glücks; er glänzte als schimmerndes Zeichen in edlem Metall von den Helmen, — jetzt hängt er an der Uhrkette als niedliches Glücksschweinchen. Wenn eine Sache über Erwartung wohl gerät, von dem sagt man, er habe Schwein; unsere Vorfahren sagten: Froh gedenkt seiner Gelübde, die er auf den Sonnen-Eber gethan, und seiner Festfreude beim Eberschmaue, die in Gejähren auf den wiederkehrenden Lichtgott jubelnd laut wurde.

Wenn auch nicht überall das Thier Freyr's oder Froh's am Sylvesterabend gegessen wird, so ist doch der Skarpfen, — der Fisch, — die Speise, die an diesem Abend nicht zu genießen geradezu als Unglück betrachtet wird, und zwar muß der Fisch Nögen haben, wenn er voll gelten soll.

In der Mark muß man zu Neujahr Hirse oder Hering essen, im Wittenergischen Heringssalat, so hat man das ganze Jahr über Geld. Andere essen neuerlei Gerichte, wobei aber Rohnstriezel sein müssen. In Steiermark und in der Lausitz ist man Skarpfen mit Wohlköpfen, in der Uslernmark backt man „Pelz“, eine Art großer Pfannkuchen, im Voigtländ ist „Wehlsbrei“, „Pölze“ genannt, in Schlesien geräuchertes Schweinefleisch und Wobl mit Klößen, das sogenannte schlesische Himmelreich. Pfannkuchen, Krapfen, Kräppel, Pförtchen und wie das runde Schmalzgebäck sonst noch heißen mag, werden gegessen, wo man in deutschen Länden Sylvester feiert; ohne sie ist das Fest unvollständig.

Die Fleische gehörten dem Elemente an, worin alle Lebensmittel schlummerten. Trost des Sonnenlichtes und seiner Wärme blieb die Erde unfruchtbar, wenn das Wasser fehlte. Die Göttin des Erdwassers, der Quellen, Brunnen und Seen war Frau Holda, die zur Julzeit ihren Umgang hält und die Fluren und die Häuser segnet. Mit ihr fällt Percha, die leuchtende, glänzende zusammen, Frau Bertha

Nachdruck verboten.

Thierregen.

Von Wilhelm Bergmann.

CONKLUSION, daß es Brei regnen kann, sagt uns ein altes Sprichwort, daß es Schwefel regnen kann, hören wir von Shakespeare, daß es Bindfaden regnet, ist ein vulgäres Wort. Das sind Bilder, zu denen sich noch mancher Provincialismus gesellen mag. Wenn wir hier aber davon sprechen, daß es Thiere regnet, so meinen wir wirkliche, lebendige Thiere, die vor unseren Augen vom Himmel zur Erde fallen. Von Staub und Pflanzenteilen ist das ja schon längst bekannt. Jahrhunderte alt sind die Berichte von „Blutregen“ und „Blutschnee“, deren rothe Farbe freilich kein unglücksvorherhebendes Blut war, wie die Menge abergläubisch annahm, sondern von rotem Wüstenstaub oder rothen, milrostöpisch kleinen Organismen herrührte, die Bassaiwinde, Scirocco oder Föhn über Meere und Gebirge davongetragen hatten. Auch der eben so lange bekannte „Schwefelregen“ hat nichts mit den „schwefeligen Blitzen“, von denen schon Homer singt, zu thun, sondern ist nur durch Blüthenstaub gelb gefärbter Regen. Er läßt sich ebenso, wie die Sand-, Heu-, Erbsen- und Hirse-Regen, von denen uns Berichte vorliegen, auf den Transport durch Winde zurückführen. Der große Sandregen z. B., der vor zweihundert Jahren über Ungarn niederging, entstammte der Deliblauer Heide. Wüstenstaub befällt oft Schiffe mitten im Ocean, der Staub der Sahara wird über das Mittelländische Meer und die Alpen getragen, der vulkanische Staub des Krakatau-Ausbruches in der Sundastrasse erfüllte die Atmosphäre der ganzen Erde und erzeugte Jahre lang die vielbesprochenen, seltsamen Dämmerungs-Erscheinungen. Auch die Seidenregen, — schon aus dem Jahre 1665 liegt ein Bericht über einen bei Lauscha unweit Naumburg gefallenen „wunderhaften, hochblauen Seidenregen“ vor, — mögen pflanzlichen Ursprunges sein. Schwieriger schon sind die Diamantregen und Steinregen zu erklären. Ob die Nachrichten über Diamantregen in Schleifen vom Jahre 1725 auf Wahrheit beruhen, mag dahingestellt sein, Steinregen aber sind auch in neuerer Zeit unzweifelhaft beobachtet worden. So fielen am 4. Juli 1883 zu Broby in Schweden Hagelkörner, die bohnen- bis haselnussgroße, weiße Quarzsteine einschlossen. Ihr Herkommen ist vollständig rätselhaft geblieben. Wenn es nun aber gar Thiere regnet! Steine könnten schon von einem zersprengten Meteoriten herrühren, die ja nicht selten aus dem Weltall zur Erde niedersanken, aber Thiere? Daß sie vom Monde zu uns gereist kämen, wird kaum noch das kindlichste Gemüth glauben, selbst nicht vom unsichtbaren Monde, der jetzt in manchem Kopfe spult. Zum Theil haben die Thierregen ohne Zweifel dieselbe Ursache wie die Staub- und Pflanzenteile. Das gilt zunächst von den Insectenregen. Ueber solche hat uns schon 1872 Burmeister aus Buenos-Aires berichtet. Das Neueste dieser Art ist der im Februar vorigen Jahres zu Tragöd gefallene Infectenschwarm. Die Decke des in der Nacht frisch gefallenen Schnees war mit zahlreichen lebenden Insekten besetzt. Die Thierchen waren 2 bis 3 cm lang, etwa 4 mm breit, von gegliedertem Körperbau und lassigbrauner Farbe. Sie trugen drei Paare fühlähnliche Anhänge, hatten kräftige Kauwerkzeuge und fämmetähnliche Körperbedeckung. Vermuthlich waren sie Larven von am Orte unbekannten Insekten. — Von Fisch- und Fröschenregen erzählt schon Gilbert aus dem Jahre 1815. In China sollen bisweilen Fische, Frösche und andere Thiere aus dem Gelben Fluss durch Wasserhosen herausgeschleudert und fortgetragen werden. Wo aber kommen die Regenwürmer-Regen her? Man hat angenommen, daß die Thiere gar nicht mit dem Regen niedergesunken seien, sondern, durch das in den Boden eindringende Regenwasser der Gefahr des Ertrinkens ausgewichen, an die Oberfläche geflossen seien. Auch die Fröschenregen, die meist in tropischen Gegenden vorkommen, versucht man ähnlich zu erklären. Die Frösche seien unter dem Laubwerk oder unter der Erde, wo sie eine Art Winterschlaf hielten, verschickt und kämen beim Regen plötzlich in großen Mengen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Wo aber kamen dann die Regenwürmer her, die vor vier Jahren Charles Palmer beim Regenwetter mitten auf einer asphaltirten Straße stand? Zu Lodeve im südöstlichen Frankreich bedeckten nach einem heftigen Unwetter zahllose kleine, zum Theil noch geschwänzte Frösche und Kaulquappen gleichmäßig eine etwa 2000 qm große Erdbodenfläche. Aber sie lagen auch in meterhohen Basen, in die sie durch eigene Kraft weder hinein- noch herauskommen konnten. Man vermutete, daß sie durch einen Wirbelwind aus benachbarten Wasserbassins hierher getragen worden seien. Ebenso erklärt man einen Schauer von weißen Fröschen, der im Juni vorigen Jahres in Birmingham wahrgenommen wurde.

Redactions-Post.

Frau v. S. in Wien. — Der Ursprung des Ausdrucks „Sub rosa“ ist folgender: Die Rose war der Venus geweiht als Sinnbild der Schönheit, dem Amor als solches der Liebe, der Aurora als Symbol der Jugend und dem Harpocephalus (Horus) als Zeichen der Verschwiegenheit. In letzterer Eigenschaft diente sie lange der schönen, auch im nördlichen Europa verbreiteten Sitte, bei gesellschaftlichen Versammlungen eine weiße Rose an die Decke zu hängen, zum Zeichen, daß alles, was hier im Vertrauen gesprochen wurde, als Geheimnis bewahrt bleiben sollte. Die Sitte ist längst verschwunden.

Wishbegierige in Bayreuth. — Darüber müßten wir Ihnen einen langen Artikel schreiben, so in kurzen Worten läßt sich das nicht sagen. Schon vor hundert Jahren hat Andrew Ellicot das Alter der Blagazälle auf 55000 Jahre berechnet. Außerdem aber glaubte J. W. Spencer das Alter auf 32000 Jahre feststellen zu müssen. Sie finden Näheres in The American Naturalist XXVIII (1894) Seite 859.

Gerrtrud S. in Rochlitz. — Wir glauben nicht, daß Sie Erfolg haben werden, schicken Sie uns aber Ihre Arbeiten, wir werden sie unserem Mitarbeiter vorlegen.

wo man sie aber nicht ehrt, da zürnte sie. Den Mägden, die in der heiligen Zeit spannen, verwirrte sie den Flachs. Muttergeräth, das nicht unter Dach und Fach stand, zerstörte sie. Wer ihr aber Fisch opferte, fische als als Opferschmaus. Brei backte und Mehlsüßlein buß, dem segnete sie das kommende Jahr bei allem Vorhaben in Haus, Küche und Kammer, wie sie draußen die Obstbäume segnete, die Gärten und die Weiden.

Darum essen wir am Altjahrsabend den Karpfen im Glauben der Vorväter an die Hülse einer milden Gottheit und damit sie unserer nicht vergesse, thun wir Karpfenschuppen ins Portemonnaie. Wer Karpfenschuppen vom Sylvester im Geldhäschchen trägt, dem fehlt es belanglos im ganzen Jahre nicht an Geld. So sagt man überall, und da muß es wohl wahr sein.

Die Eier des Fisches, — der Rogen, — müssen gegeben werden, weil sie, ebenso wie Hirse und Mohnsamen, Geld bringen. Die kleinen Körner bedeuten Vielheit, und jedes Korn ist ein Keim.

Bertha oder Holda, die schöne, kann zur Winterszeit nur die schlummernden Keime segnen, die schlafenden Knospen an den Bäumen, das unter dem Schnee begrabene Gras, und so sind die Keime des Fisches und die winzigen Saatkörper der Hirse und des Mohnes so recht ihr Symbol. Der runde Pfannkuchen, der Karpfen, ist der gebakene Brot, — Breisachen baden war die Hauptaufgabe der Haushfrau, deren Thun Bertha vorstand, — die Form aber erinnert an die Sonnenscheibe, so daß in dieser Festspeise beide geehrt wurden, Frosch und Bertha... Sonne und Erde. Das schlesische Neujahrsessen: geräuchertes Schweinesleisch mit Klößen, ist daher noch ein rechtes Opferessen, das auf den Eber und das Berchtagebad hinführt. Und das gehörte Obst gehört dazu; es muß das frische ersehen.

Der Apfel war die Frucht, die im Winter sich frisch erhielt, er galt daher als das Sinnbild der Jugend. Als Jeluna mit den Apfeln geraubt wurde, wußten die Götter und alterten, da ihnen die Speise fehlte, deren Genuss Jugend gab. In dem Apfel ruhen die Kerne, die Keime, und darum war der Apfel als Festspeise der Bertha heilig. Mehr aber noch galt die Nuss. Haselsträucher durften im Walde nicht umgehauen werden: die Hasel hatte Frieden. Die Nuss selbst war das Sinnbild des im Keime ruhenden Lebens, man gab sie den Toten mit ins Grab als Symbol der Auferstehung. Apfel und Nüsse werden am Sylvester verschenkt und gegessen. Die vergoldete Nuss am Tannenbaum aber ist die vom Goldlicht der Sonne erhelle Erde. Unter der starren Schale schlüpft der Keim, wie das Naturleben unter der Frostrinde, das ausleben wird unter dem wachsenden Licht des himmlischen Gestirns.

Wie vorhin erwähnt, ist Holda-Bertha auch die zürnende Göttin, sie hat zwei Seiten, eine helle, eine dunkle, eine sanfte, eine zürnende. Einst war sie eine Wolkenfrau. Mit dem Regen läßt sie sich zur Erde nieder, summmt der ihr zugehörigen Seelenschär und wohnt unsichtbar und wunderbar unter der Erddede, allen Pflanzen- und Baumwuchs schaffend. Im Winter bringt sie sich ganz als Erdemutter; aus Helle, Hel entstand das Wort Hölle, und da nun Holda-Bertha in den zwölf Nächten, zu neuem Leben erwachend, zur Nachzeit umzieht, folgen ihr auch die Seelen, die Heimchen, die Unterirdischen der Volksagen. Es ist daher „nicht richtig“ draußen während der Nacht, Heil und Unheil hat Gewalt; Schlafendes ist erwacht zu neuer Kraft. Die Sonne steht still, ehe sie sich wendet, es entsteht gleichsam ein Riß, eine Spalte in der Zeit, durch welche die Ewigkeit mit ihren Entzückungen und Wundern hineinschaut. Darum wird in dieser Stunde Wasser zu Wein, können die Thiere reden, öffnen sich die Pforten der Unterwelt und thieilt sich der Vorhang vor der Zukunft.

Das Bleigießen ist eine der vielen Formen, unter denen die Zukunft am Sylvesterabend befragt wird, und zwar nahe an der Zeit der Jahreswende. Hübscher noch ist das Lichtenwimmen. Kleine Waschzettel werden in leeren Nusschalen befestigt und diese, wie Schifflein, in eine große Schüssel voll Wasser gesetzt. Wie sich die Schifflein anziehen und nähern oder abstoßen und liegen, so gestaltet sich das Leben der Theilnehmer in Neigung oder Abneigung. — Wenn Licht zuerst erscheint, stirbt am frühesten, der, dessen Licht am längsten brennt, lebt auch am längsten.

Die Mädchen schälen auch wohl einen Apfel ganz ab und werfen die Schale hinter sich. Die Windungen der Schale zeigen den Anfangsbuchstaben des künftigen Geliebten an.

Wer zwischen Elf und Zwölf auf einen Kreuzweg geht und horcht, dem erscheint alles, was ihm im nächsten Jahre Wertvördiges und Bedeutendes begegnet. Es hat aber schon Mancher seinen eigenen Leichenzug gesehen und so schreckliche Dinge, daß er frank wurde und starb. Und das ist kein Wunder, denn die Unterwelt, die Hölle ist los.

Kein besseres Mittel aber gibt es, böse Geister, Unholde und Dämonen zu vertreiben, als Lärm. Peitschenknallen hilft, noch besser nicht schießen. In Berlin ist das Schießen in den Neujahrsnächten verboten und auch nicht mehr in Gebrauch; auf dem Lande ist es unausrottbar, und trotz Obrigkeit und harter Strafe behält die alte Sitte ihre Kraft. Nur noch das laute „Prost Neujahr“-Schreien ist geblieben und das Läuten der Glöden, denn auch der Klang der Glöden vertreibt Dämonen. Wir aber legen Ihnen eine andere, eine höhere Bedeutung bei, wir hören auf die feierliche Stimme der Glöde einen Ruf aus einer anderen Welt, die uns ablenkt vom irdischen Treiben, die Gedanken in ernstem Augenblitze auf das Ewige zu richten, zu dem uns jede Stunde führt, jeder Tag, jedes Jahr.

Das altheidnische Fest der Wiedergeburt des Lichtes ist der Boden, auf dem unser Weihnachtsfest Wurzel schlug.

Die Liebeshäufigkeit der alten Germanen führte am Julfest so weit, daß der Unfrei während der Hauptfeiertage volle Freiheit erhielt, der Gefangene aus seiner Gefangenschaft entlassen wurde. Jeder sollte sich dieses Festes freuen können. So fand die Religion der Liebe das Fest der Liebe vor, und das Julfest wurde zum Christfest. Am Sylvester aber Klingt das Julfest aus, mit dem Kalenderjahr schließt die Wintersonnenwendzeit ab. Darum haben Sylvester und Weihnacht

Nachdruck verboten.

Die Schönste vom Lido.

Siehe die Abbildung auf Seite 4.

Teresina, Süße, Schlanke,
Träumen Deine dunkeln Sterne?
Führt ein lieblicher Gedanke
Deine Seele in die Ferne?
Aus dem frohen Kreis der Schwestern
Schlichtest Du Dich fort beklommen, —
Hat der blonde Fremdling gestern
Dir des Herzens Ruh genommen?

Sieh, Venedigs Thürme ragen
Drüben auf in Pracht und Schimmer,
Leuchtend wie in früh'nen Tagen
Raunt um Dich das Meer noch immer.
Sonnig-hell gleich ew'gen Lenzen
Blant der Himmel unermessen, —
Und Du kannst in all dem Glänzen
Jenen Einen nicht vergessen?

Läßtig glitt die Hand Dir nieder,
Die so flink das Körbchen schwenkte,
Da Dein Blick sich immer wieder
Fragend hin zur Ferne lenkte.
Schweige, lieblicher Gedanke,
Tag und Traum geh'n bald zur Rüste, —
Teresina, Süße, Schlanke!
Schönste Du der ganzen Küste!

Fritz Döring.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Auf dem Bilde bin ich so klein, weil ich mein Brüderchen halte. Der ist jetzt schon größer geworden und ist sehr wild. Ich habe nur drei Brüder, Heinrich, Hermann und Joseph; aber ich möchte noch gern zwei Schwestern auf einmal. Wir danken Dir auch, daß Du uns in Deiner schönen Zeitung abmalen willst, wir gucken immer zuerst nach den Kinderbildern, die darin sind.

Freust Du Dich auch auf Weihnachten so sehr wie wir?
Viele Grüße von den Jungen
und Deiner
Reinhard Rhein. Phini Schram.